<36635957910011

<36635957910011

Bayer. Staatsbibliothek

Albrecht Beyling
und
seine Zeitgenossen.

Original-historisch romantische Schilderung
aus dem
Kriege der Hoecken und Kabliauen
von
H. C. Dresselhuis.

Aus dem Holländischen
von
J. D. v. Bétaz.

Erster Theil.

Lemgo und Detmold,
Meyer'sche Hofbuchhandlung,
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der von seinen Landsleuten so sehr geachtete jugendliche Schriftsteller, welcher durch den, diesem geschichtlichen Romane vorangegangenen, „Emma und Bertha,“ rühmlich mit in die Reihe der niederländischen schön wissenschaftlichen Dichter eingetreten war, und von dem man so gerechte Hoffnungen für diesen Zweig der Literatur hegte, starb aber leider nachdem er kaum vorliegendes Werk, wozu er noch ein commentirendes Vorwort zu schreiben beabsichtigte, beendigt hatte.

Der Herr Verleger schickt folgende Worte voraus:

„Durch die günstige Beurtheilung, welche dem Romane Emma und Bertha, den Erstlingen des Verfassers, von allen Seiten zu Theil wurde, ermuthigt, gab ich ihm gern auf sein Ersuchen, ein Sujet für einen vaterländischen Roman. Das muthige und standhafte Betra-

gen Albrecht Beyling's, welches so viele niederländische Dichter besungen haben, schien mir dazu geeignet zu sein, um so mehr, da die Geschichte uns zu wenig mit den Einzelnheiten dieses Schlachtopfers der Partheiwuth bekannt macht, und uns nicht umständlich in die Sitten und Gebräuchen jener Zeiten, wodurch sein ruhmvoller Tod herbeigebracht wurde, einführt. Eine solche Erzählung, welche das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet, verdient meiner Ansicht nach, eine größere Ausdehnung, wodurch es auch nur möglich wird, den Helden auf den ihm gebührenden Standpunkt zu versetzen, und ihn von da aus beurtheilen zu lassen."

„Der Dichter hat nach dem Urtheile competenter Richter, seine Aufgabe glücklich gelöst, und ein Jeder wird mit ihnen die volle Überzeugung theilen, daß sein früher Tod ein wesentlicher Verlust für das Publicum ist, da ihm weder Sinn noch Anlagen fehlten, sich immermehr zu vervollkommnen."

„Sein frühes Absterben ist auch der Grund, warum er diesem Werke keine Vorrede, welche

sehr belangreich hätte werden können, vorausschickte, da er darin über die Quellen, woraus er schöpfte, und welche mir unbekannt blieben, sprechen wollte."

„Außer den bekannten Geschichtschreibern, war es ihm geglückt, auch noch anderes brauchbares Material, worunter eine alte, wenig bekannte und seltene Chronik gehören muß, herbeizuschaffen. Seine Angabe, daß Albrecht Beyling von edler Abkunft war, ist keineswegs eine bloße Dichtung um das Werk auszuschmücken, eben so wenig viele geschichtliche Momente, welche man vielleicht dafür halten könnte."

„Bei der Schilderung der verschiedenen Charactere, scheint er, wenig erlaubte Abweichungen abgerechnet, treu der Geschichte gefolgt zu sein. Sollten hier und da einige mit grellen Farben aufgetragen sein, so bitte ich über solche nicht voreilig abzuurtheilen; sondern man prüfe, was verschiedene Schriftsteller darüber aussagen."

„Übrigens enthalte ich mich aller weiteren Bemerkungen, und sehe vertrauungsvoll dem

Urtheile befugter Richter entgegen, und füge nur noch hinzu, daß die Durchlesung dieses Werkes einen gefälligen und angenehmen Eindruck hinterlassen und vielfach mein Gefühl in Anspruch genommen hat."

„Daß dieses Werk dazu beitragen möge, das Andenken dieses jugendlichen Schriftstellers in Ehren zu halten, ist, nachdem ich mich dem Wohlwollen des Lesers empfohlen habe, mein aufrichtigster Wunsch."

„Der Verleger."

Dieser kurzen Einleitung füge ich nur noch hinzu, daß vorliegender Roman, so wie die drei vorhergegangenen, welche ich in den letzten Jahren aus dem Niederländischen ins Deutsche übertrug, Hermingard von Eikenterpen, das Schloß Loevestein und das Haus Lauernesse, nicht nur unbedingt einem Jeden zur Durchlesung vorgelegt, sondern empfohlen werden darf. Er ist durchaus rein, von allen Sentimentalen und Zimperlichen ganz frei, und wird zwei Alphabete hindurch in ungeschmückter männlicher

Sprache consequent hinausgeführt. Der fast in allen romantischen Darstellungen treu verfolgte geschichtliche Faden verbindet Belehrung mit Unterhaltung, und die hochherzigsten, den verworfensten und ränkevollsten Characteren gegenübergestellt, liefern von selbst die Nutzanwendung.

Wenn auch die dem Niederländer eigenthümliche Ruhe, nicht so leicht, wie der Geist anderer, namentlich ihr benachbarten Nationen entzündbar ist, so ist doch in dieser schlichten Hülle oft die vorzüglichste Frucht verborgen, eine Frucht, welche der Naturtrieb nie zurückweist, und die von der Intelligenz als gesunde Kost für Jung und Alt empfohlen wird. Da nun die Niederländische Geschichte reicher an hochherzigen Characteren ist, als vielleicht kein zweites Land von gleicher Ausdehnung, welche die Theilnahme und Bewunderung der Nachwelt fesseln und die gerechtesten Ansprüche darauf haben, so bietet sie dem Dichter ein geräumiges Feld dar, welches er um so emsiger bebauet, weil schon von zartester Jugend an, in allen Erziehungs-

anstalten Hollands, die vaterländische Geschichte zuerst gelehrt wird. Auf diesem Grunde bauen die Schriftsteller fort, und es gelingt ihnen, wenn auch nicht in streng didaktischer Form, doch durch Beispiele, schon früh den Keim zu dieser so aufopfernden Vaterlandsliebe, wovon ein jeder Niederländer, welchem Stande er auch angehöre, durchaus beseelt ist, zu wecken.

Mögen meine wohlwollenden Leser meinen Zweck, solche ausländische Producte der deutschen Literatur zuzugesellen, nicht verkennen, und mit Nachsicht eine Übertragung aufnehmen, welche, wenn möglich, durch die literärischen Erzeugnisse eines Stamm- und Sprachverwandten Volkes, uns diesem näher bringt, näher mit ihm bekannt macht, und dadurch manches Vorurtheil erstickt, was leider noch immer bei Vielen von uns wohnt.

Bückeburg, im Aug. 1842.

Der Übersetzer.

Albrecht Beyling.

Erster Theil.

Erstes Capitel.

Mit Thränen in den Augen, und aufs tiefste gerührt, sah der Vaterlandsfreund, der rechtschaffene Niederländer, das Feuer der Zwietracht unter der Asche glimmen, welches nahe daran war, in helle Flammen auszubrechen. Mit ängstlicher Besorgniß sah er der Zeit entgegen, wo das verhängnißvolle Holland, einem Bürgerkriege ausgesetzt, bald in einen Schutthaufen verwandelt werden würde. Wie herzlich wünschte er diesen Schlag abzuwehren, — aber ach! es war schon zu spät. Partheiwuth verdrängte jeden Grund und den gesunden Verstand, und der furchtbare Kampf, unter dem Namen des Hoeckschen und Kabliauschen Zwistes bekannt, nahm einen Anfang.

Beinah zwei Jahrhunderte dauerte dieser vernichtende Krieg, welcher den Sohn gegen den Vater, Bruder gegen Bruder, Adel gegen Adel, Bürger gegen Bürger bewaffnete, und der endlich die Sucht nach Freiheit, die Sucht sich von der spanischen Zwingherrschaft zu befreien, diese Geißel auf immer ausrottete, um einem andern Kampfe, einem edlern, dem für Freiheit, Heerd und Altar, Platz

zu machen, damit die Niederlande, — weit entfernt, ihren Ruhm durch erbärmliche innere Zwistigkeiten und Groll zu schwächen, nach einem ruhmvollen, achtzigjährigem Kampfe, welcher die Annalen der Welt, worin unzählige Beispiele der Tugend und des Heldenmuthes aufgezeichnet sind, zur Zierde dienen, und sich einen Ruhm, Helvetien und Attica gleich, erwerben werden.

So traurig auch der Krieg für die Zeitgenossen und Nachkömmlinge gewesen ist, so liefert er doch, so wie es bei Bürgerkriegen oft der Fall ist, Schilderungen treuer Ergebenheit und Heldenmuthes. Gewiß füllt die Aufzeichnung einer Heldenthat keine schönere Seite in der Geschichte jener Zeit, als die Handlungsweise des edlen Albrecht Beyling; und so sehr auch seine Tugend und Tapferkeit, von den größten Dichtern unseres Jahrhunderts besungen ist, so wird — wir bezweifeln es nicht, — eine historisch-romantische Schilderung, sowohl der Ereignisse jener Zeit, als Beylings Leben und Tod, unsern Lesern und Leserinnen willkommen sein. Bevor ich damit anfange ist es nothwendig, daß ich einige Skizzen vorausschicke, welche den Anfang des Zwistes der Hoecken und Kabliauen betreffen, dessen Folgen und des Landes Zustand in jenen Zeiten, worin die Personen, welche in dieser Erzählung vorkommen, gelebt haben.

Graf Wilhelm der Vierte, welcher in einem Streite mit den Friesen, nicht weit von dem Dorfe Verga blieb, hinterließ mit seiner Gemahlin Jo-

hanna, Tochter Johanns des Dritten, keine Nachkommenschaft. Unmittelbar darauf bemeisterte sich Jean von Beaumont der Regierung, und ließ sich als Graf von Hennegau huldigen, in der Absicht, dies späterhin auch in Holland und Zeeland zu thun; doch des Grafen Erben machten bald ihre Rechte geltend, und die älteste seiner vier Schwestern, Margarethe, Gemahlin des Kaisers Ludwig, wurde zur Gräfin dieser Länder erwählt, und da der Kaiser sie als einen Theil des Teutschen Reichs betrachtete, wurde Jean von Beaumont seiner Würde entsetzt und Margarethen sogleich als Gräfin gehuldigt.

Doch kaum hatte sie die Regierung angetreten, als sie von ihrem Gemahl nach Baiern entboten wurde, wo dieser sie, wegen einer Parthei in seinem Reiche, welche ihm auf alle mögliche Weise entgegenwirkte, und schon den Sohn des Johannes von Böhmen zum Römischen König erwählt hatte, zu Rathe ziehen wollte. Die Bewohner der drei Landschaften sahen ihre Gräfin ungern abreisen, weil sie verderbliche Folgen befürchteten, doch Kaiser Ludwig versprach ihnen, ihren zweiten Sohn Wilhelm hierher schicken zu wollen, um in ihrer Abwesenheit diese Länder zu regieren, und nachdem des Kaisers ältester Sohn Ludwig öffentlich sein Recht abgetreten hatte, wurde Ludwig zu Margarethens Nachfolger ernannt. Als Edelknabe verkleidet, um vor den Unbilden seines Oheims, Eduard den Dritten, König von England, —

welcher mit einer andern Schwester des weiland Grafen, Wilhelm den Vierten, verehligt, nun die Rechte auf diese Grafschaft geltend machte — geschützt zu sein, erschien er am Ende des Jahres 1346 in Holland und trat die Regierung an.

Nachdem Wilhelm einige Jahre den Angelegenheiten seiner Mutter vorgestanden hatte, ersuchte er sie öffentlich, ihm die Regierung dieser Länder abzutreten, damit er als Graf in deren Besitz treten könnte. Der frühe Tod ihres Gemahls, Kaiser Ludwigs, welcher auf der Jagd von einem Meuterer überfallen wurde, ließ sie diesen Vorschlag in reifliche Erwägung ziehn, denn sie fürchtete nicht ohne Grund, daß dessen Nachfolger, Kaiser Carl der Vierte, die Kinder ihres Schwagers, des Königs von England, damit belehnen würde. Sie beschloß Holland, Zeeland und Friesland bis jenseit des Zuidersees, zu Gunsten ihres Sohnes Wilhelm, abzutreten, und behielt ihr lebelang Hennegau allein. — Zur Entschädigung versprach ihr Graf Wilhelm jährlich zehntausend Schilden auszuzahlen; hierauf nahm er den Titel eines Grafen von Holland und Zeeland und Herrn von Friesland an, und die meisten Adeligen und Städte huldigten ihm als Solchem.

Es schien jetzt, daß durch diese Vermittelung die Regierung einen festen Fuß gewonnen hatte, und dies war auch anfangs der Fall. Wilhelm sicherte sich seinen Aufenthalt in Holland und Margaretha den ihrigen im Hennegau. Doch bald erhob

sich ein heftiger Zwist, welcher Mutter und Sohn gegen einander in einen Krieg verwickelte, und damit den Grund zu dem Groll der Hoecken und Kabliauen legte.

Die erste Veranlassung dieser Streitigkeit war Graf Wilhelm, welcher von einigen Adeligen aufgeregt, sich weigerte, die Urkunden, durch welche er seiner Mutter die erwähnten zehn tausend Schilden zugesagt hatte, bestätigen zu lassen, und diese Summe unbezahlt ließ. Margaretha darüber aufgebracht, begab sich nach Holland und zwang ihren Sohn, die Regierung niederzulegen, indem sie die Edlen und die Städte, welche ihm Treue geschworen hatten, ihres Eides entband und von Neuem die Regierung wieder antrat.

Doch Wilhelm bereuete bald diesen Abstand, und von seinen Freunden kräftig angespornt, beschloß er, sich dieser Länder aufs Neue, so schnell als möglich, wieder zu bemächtigen. In Gorinchem huldigte man ihm aufs Neue als Graf, verschiedene andere Städte folgten diesem Beispiele, und Wilhelm stand bald an der Spitze eines mächtigen Anhanges.

Margaretha hatte kaum diese sie so sehr beunruhigende Nachricht erhalten, und befürchtend, daß ihre Macht gegen den Anhang ihres Sohnes, welcher beständig anwuchs, zu gering sein möchte, verfügte sie sich in dieser Verlegenheit zu ihrem Schwager, dem König Eduard, und sprach ihn, unter dem Vorwande, ihm die Regierung dieser

Länder auf eine Anzahl Jahre abstehen zu wollen, um Hülfe an; dieser willigte ein.

Während der Unterhandlungen zwischen Graf Wilhelm und König Eduard entspann sich die Feindschaft der Hoecken und Kabliauen. Die Anhänger des Grafen Wilhelm nannte man Kabliauen, weil sie bei weitem die Stärksten, die geringeren Anstrengungen vernichteten, so wie die Kabliaue die kleineren Fische; Margarethens Anhänger hingegen wurden Hoecken (Haken) genannt, welches darauf hinspielte, daß sie Muth genug hatten, die Gegner zu überlisten, da man die Kabliaue mit Haken fängt.

Die Unterhandlungen zwischen Mutter und Sohn halfen nichts, und nachdem die Kabliauen viele Schlösser der Hoecken zerstört hatten, fand bei Veere ein blutiger Kampf auf Schiffen statt, worin Margarethe die Oberhand behielt; da aber die Gräfin ihren Sieg verfolgen wollte, so erlitt sie unweit Briel eine gewaltige Niederlage; sie begab sich selbst nach England, und bewegte daselbst von Neuem den König, Vermittler zwischen ihr und ihrem Sohne zu sein. Wilhelm verfügte sich auch nach England, verehligte sich dort mit der Tochter des Herzogs von Lancaster, und begab sich auch des Königs Vermittelung. Doch Eduards Bemühungen blieben vergebens, und er überließ die Schlichtung zweien vornehmen Blutsverwandten, welche auch bald eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn zu bewerkstelligen wußten.

Jetzt stand zu erwarten, daß die Häupter des Bürgerkrieges sich nun zufrieden stellen, und die minder bedeutenden bald ihrem Beispiele folgen würden. Doch das Gegentheil fand Statt, der Haß, welchen beide Partheien gegen einander hegten, wüthete dessen ungeachtet immer heftiger fort, und obgleich die Ursache der Befeindung durch Margarethens Tod, welcher am 13ten September 1355 eintrat, wegfiel, so dauerte er bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts fort.

Graf Wilhelm der Vierte wurde überall als Nachfolger seiner Mutter anerkannt, und ihm alsbald als solchem gehuldigt. Die Parthei der Hoecken durfte, ihrer geringeren Zahl wegen, ihr Haupt nicht öffentlich erheben, und Wilhelm, welcher schon in einem heftigen Kriege mit dem Bischof Johann und dem Stift verwickelt war, behauptete sich doch als Graf von Holland und Zeeland, bis ein Anfall von Geisteszerrüttung ihn zur Regierung untauglich machte. Er wurde zuerst im Haag und nachher zu Quesnoi im Hennegau unter Obhut gehalten, wo er dreißig Jahre später seinen Geist aufgab.

Kaum war Wilhelm in Verwahrsam gebracht, als sein jüngerer Bruder, Herzog Albrecht, welcher schon durch seinen Vater, den Kaiser Ludwig, wenn Wilhelm Kinderlos sterben sollte, zum Nachfolger ernannt, und schon während den Lebzeiten seines Bruders als Schirmvoigt angestellt war. Die Hoecken, welche bereits mit Herzog Albrecht in Unterhandlung getreten waren, erhoben nun wieder

ihr Haupt und unterstützten ihn. Aber die Kabliauen verlangten, daß Wilhelms Gemahlin als Statthalterin angestellt werden sollte. Die Hoecken wußten jedoch Frau Mächthilde, Wilhelms Gemahlin, zu bewegen, ihn in ihrem Namen herwärts zu entbieten. Er erschien bald und wurde von verschiedenen Holländischen Edlen und Städten zum Schirmvoigt ernannt.

Herzog Albrecht, welcher im Anfange seiner Regierung der Parthei der Hoecken zugethan war, weil diese, zu seiner Erhebung zum Schirmvoigte, schon bei Lebzeiten seines Bruders Wilhelms das Meiste beigetragen hatten, änderte bald seine Gesinnungen, und begünstigte immer mehr die Kabliauen. Von dieser Veränderung war Adelheid von Poelgeest, ein schönes Fräulein seines Hofes, die Haupttriebfeder. Der Herzog war ungemein von ihr gefesselt, und Adelheid, welche dieser letzten Parthei zugethan war, wußte ihn bald von der Ersten abwendig zu machen. Dies erzürnte die Edlen der Hoecken, und besonders Albrechts Sohn, Wilhelm von Oostervant, welcher sich nicht hinein finden konnte, daß sein Vater sich durch sie beherrschen ließ, und ihr den Einfluß mißgönnte, welchen sie über ihn hatte. — Auf Antrieb einiger Hoeckschen Edlen faßten sie den Plan, sie umzubringen, welche Gräuelthat in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1390 verübt wurde; die Schuldigen retteten sich durch die Flucht, unter ihnen auch Albrechts Sohn, welcher als Rädelsführer sich am Hofe nicht

länger sicher hielt. Diese schändliche Handlung steigerte Albrechts Erbitterung gegen die Hoecken aufs Äußerste, unaufhaltsam wurden sie von ihm verfolgt, während die Kabliauen überall von ihm gehoben wurden.

Dies dämpfte in Etwas die Unruhen, und die Hoeckschen Edlen verweilten eine Zeitlang ruhig in ihren Schlössern; doch nach Albrechts Tode war sein Sohn Wilhelm, Graf von Oostervant, welcher ihm in der Regierung dieser Länder nachfolgte, kaum als Graf anerkannt, als das Feuer der Zwietracht von Neuem ausbrach; zu Harlem, Amsterdam, Delft und Dortrecht ereigneten sich die blutigsten Auftritte, bis endlich Graf Wilhelm selbst das Land durchzog, um den Aufruhr zu stillen, bei welcher Gelegenheit die Kabliauen unterlagen; bis der Arkelsche Krieg, wo man die alte Fehde vergaß, um für das allgemeine Interesse zu wachen, wieder eine kurze Zeitlang den Raub, Mord und Plünderungsscenen ein Ende machte.

Vielleicht wäre die Rache schon längst abgestorben, wenn nicht das gräfliche Haus, anhaltend durch innere Zwietracht, diesen Streit aufs Neue entflammt hätte. Beide Partheien fanden darin beständig Gelegenheit, ihren bittern Haß gegen einander auszulassen, welcher, obgleich er auf die bestehenden Streitigkeiten keinen Bezug hatte, absichtlich herbeigeholt wurde, um dadurch den Groll anzufeuern und Gelegenheit zu finden, sich einander zu bekriegen. Dies war wieder der Fall, als Ja-

coba von Baiern, Tochter des Grafen Wilhelm, als Gräfin von Holland und Zeeland anerkannt und ihr als solcher gehuldigt wurde; denn es entspann sich sogleich eine wüthende Fehde, weil ihr Oheim, der Bischof Johann von Baiern, auf die Regierung Ansprüche machte, und zu dem Ende sich einen Anhang bei den Kabliauen zu verschaffen suchte. Er bemächtigte sich wirklich mehrer Städte, doch erreichte er durch Jacobas Verehligung mit Johann von Braband sein Ziel nicht.

Jacoba war geraume Zeit vorher mit Johann von Touraine, zweitem Sohne Karl's des Vierten, Königs von Frankreich getraut; dieser wurde noch zu seines Vaters Lebzeiten heimlich ermordet, und sie trat als Wittwe die Regierung an. Kurz darauf verehligte sie sich zum zweiten Male mit dem Herzoge Johann von Braband, welche Verbindung in ihren Folgen eine neue Quelle zu Unruhen hervorbrachte, worin die Hoecken und Kabliauen bald Gelegenheit fanden, den Bürgerkrieg mit erneuerter Wuth ins Leben zurückzurufen.

Dies ist der Zeitraum, worin der Held unserer Geschichte lebte und starb. Durch die Erzählungen seines ruhmreichen Lebens und seines noch ruhmvolleren Todes, wollen wir den Leser mit der schönen Gräfin, welche eine so wichtige Rolle in dieser Geschichte spielt, bekannt machen, da viele ihrer Schicksale, mit denen des unsterblichen Beyling unmittelbar in Verbindung stehen.

Diese kurze geschichtliche Betrachtung wird dem

Leser gewiß als Einleitung nicht unnütz sein, und wir schreiten nun zur Erzählung. So wie es in Bürgerkriegen gewöhnlich der Fall ist, ist es nicht leicht zu bestimmen, welche von beiden Partheien das Recht auf ihrer Seite hat; beide Partheien waren gleich blutdürstig und grausam. Wenn wir die erste Ursache in Betracht ziehen, so war gewiß das Recht auf Margarethens und der Hoecken Seite, weil Wilhelm seinem Versprechen nicht nachkam; aber dieser Zwist war beigelegt, und man muß deshalb die Fortdauer des Bürgerkriegs nicht der Sucht zuschreiben, ihr Bestes zu bewirken, sondern einer thörichten Fehde, welche durch Übermuth von beiden Seiten unterhalten, und durch den Durst nach Rache immer neue Nahrung empfing. Man glaubte das Verfahren des Vaters an seinen Kindern oder Kindeskindern rächen zu müssen, statt sein thörichtes Betragen einzusehn, und durch eine bereitwillige Versöhnung die Quellen des Zwistes zu untergraben. Man muß es auch einzig jenen rohen und kriegsüchtigen Zeiten zuschreiben, daß Männer mit den edelsten Eigenschaften ausgestattet, mehr Ruhm darin fanden, bis zu ihrem letzten Athemzuge, für die Sache, welcher sie anhingen zu streiten, als darauf bedacht zu sein, das Feuer der Zwietracht zu dämpfen, und dadurch ihrem Vaterlande die langentbehrte Ruhe wieder zu verschaffen, wodurch sie sicher in den Augen der Nachwelt nicht minder groß würden erschienen sein.

Zweites Capitel.

Keiner der niederländischen Grafen noch Gräfinnen, welche von den deutschen Kaisern mit diesen Landen belehnt wurden, waren unglücklicher gewesen, als die schöne Jacoba von Baiern. Es ist unbestreitbar, daß der Mensch oft sein eigenes Unglück mit sich trägt, und dies war hier auch der Fall; denn ihre Schicksale sind hauptsächlich ihrer unüberlegten Verehligung zuzuschreiben. Ihre zweite ehliche Verbindung, mit Johann von Braband, einem Jüngling ohne festen Character, schlaff und träge von Geist, versetzte sie in eine Verkettung von Unglücksfällen, und wie konnte dies anders sein, da der Gemahl, welchen man ihr zuertheilte, so ganz verschieden von Character und Eigenschaften war, als die schöne, geistreiche und tapfere Jacoba.

Nachdem die junge Gräfin, ihren, ihr durch ihre Mutter, Freunde und Verwandte vorgestellten Ehegemahl kennen gelernt hatte, zeigte sie vielen Widerwillen gegen diese Verbindung, und würde kaum dazu zu bewegen gewesen sein, wenn nicht Umstände hierin mitgewirkt hätten.

Kaum war die Tochter Wilhelms des Vierten in Holland angekommen, und ihr in allen Städten, Dortrecht ausgenommen, gehuldigt, als sie in ihrem Oheim Johann von Baiern, erwähltem Bischofe von Lüttich, einen Prätendenten

fand, welcher die Freude der Einwohner, und die Hoffnung auf eine erwünschte Ruhe, welcher man sich unter ihrer Regierung zu erfreuen dachte, gänzlich zu Nichte machte.

Dortrecht, damals die mächtigste Handelsstadt, war den Kabliauen, folglich nicht Jacoben, welche den Hoecken anhing, zugethan. Johann von Baiern begab sich, um sein Ziel, Jacoba der Regierung zu entsetzen, zu erreichen, sogleich nachdem ihr gehuldigt worden war, dorthin, und versprach die daselbst herrschende Parthei unter seinen Schutz zu nehmen, wenn man ihn als Schirmvoigt dieser Lande annehmen wollte. Hierin willigte man sogleich, worauf er es auch in den übrigen Städten versuchte, welches ihm aber, Briel ausgenommen, mißglückte.

Jetzt entstand zwischen Oheim und Nichte ein offenbarer Krieg. Der Bischof machte mit verschiedenen Edlen von der Parthei der Kabliauen gemeinschaftliche Sache und überrumpelte Gorinchem, die Stadt wurde von Jacoba belagert und nach einem blutigen Kampfe eingenommen; damit aber dieser wichtige Punkt ihr erhalten blieb, erachteten Jacobens Freunde es nothwendig, daß sie sich einen Ehegemahl wähle, welcher sie gegen einen so gefährlichen Feind beschützen konnte, und drangen deßhalb in sie, mit ihrem rechten Neffen, Johann von Braband, in Unterhandlung zu treten. Durch die Nothwendigkeit gezwungen, ließ sie sich endlich hierzu bestimmen; die Einwilligung des Papstes, wegen des verbotenen Grades der Blutsverwandtschaft wur-

de erbeten und erlangt, und beide in kurzer Zeit ehlig verbunden.

Johann von Baiern sah sich durch diese Verbindung in seinen Rechten gehemmt, und Jacoba glaubte, daß er sich nun ruhig verhalten würde; doch dies war keinesweges der Fall. Auf einer Kirchenversammlung zu Constanz wußte er den Kaiser Siegmund und den Papst Martin V zu bewegen, ihn seiner geistlichen Stellung zu entheben. Nachdem dies geschehen war, hielt er um die Hand Elisabethens, des Kaisers Nichte an, welche Herzogin von Luxemburg, und mit den Grafschaften Holland, Zeeland und Hennegau belehnt war. Der Kaiser, welcher beständig mit dem verstorbenen Grafen Wilhelm den Vierten in Unfrieden gelebt hatte, gab sogleich, um sich an dessen Nachkommen zu rächen, seine Zustimmung. Die Ehe wurde vollzogen, Johann von Baiern mit diesen Grafschaften belehnt, und ihm zu Dortrecht als Graf gehuldigt.

Johann von Baiern suchte durch Verleihungen verschiedener Freiheiten sich die Gunst der Städte zuzuziehen, und hoffte, daß da ihn der Kaiser mit diesen Grafschaften belehnt hatte, die vornehmsten Städte ihn alsbald anerkennen würden; doch hierin täuschte er sich; alle blieben Jacoben treu, unterstützten sie bei der Belagerung von Dortrecht, und beabsichtigten nach Einnahme dieses Platzes, den einzigen Stützpunkt Johann's von Baiern, diesen ganz aus dem Lande zu vertreiben.

Von diesem Augenblicke an brach von neuem

der Krieg zwischen den Hoecken und Kabliauen mit erneuerter Wuth aus, und es verstrich kein Tag, wo nicht gegenseitig Feindseligkeiten ausgeübt wurden. Die Belagerung von Dortrecht mißglückte, Johann von Braband sah sich zum Rückzuge gezwungen, und Johann von Baiern behauptete in verschiedenen Gefechten die Oberhand. Jacobens Angelegenheiten wurden mit jedem Tage mißlicher, bis daß sie sich endlich durch die Einnahme von Rotterdam, dem Schlüssel des größten Theiles von Südholland, in die größte Verlegenheit versetzt und gezwungen sah, mit Johann von Baiern in Unterhandlung zu treten.

Diese kam bald zu Stande, und die Regierung wurde zwischen Johann und Jacoba von Baiern vertheilt, doch die Ruhe, welche dadurch hergestellt zu sein schien, wurde aufs neue gestört. Der Vertrag wurde durch Johann von Baiern bald gebrochen, weil er sich mehr Gewalt anmaßte, als ihm dadurch ertheilt war; überall suchte er die Kabliauen zu heben, um sie dadurch für die ihm erwiesene Hülfe zu belohnen und sich eine größere Stütze, wodurch er einst seinen Zweck erreichen könnte, zu verschaffen. Die Städte der Hoecken, welche dadurch beeinträchtigt wurden, beschlossen sich kräftig zu widersetzen und erklärten ihm den Krieg. Der Adel des Stiffts und der Hoecken folgte bald nach, und endlich auch Jacoba, so daß innerhalb einigen Monaten das ganze Land in Feuer und Flammen stand.

In diesem Kriege nahmen Jacobas Sachen immer mehr eine rückgängige Wendung an, und man durfte sich deßhalb nicht wundern; denn Herzog Johann hatte eine gewaltige Abneigung vor dem Kriege, und verbrachte seine Zeit größtentheils mit der Jagd und andern Vergnügungen, während er sich wenig um die Regierungsgeschäfte bekümmerte, welche Jacoben ganz übertragen waren; diese unterzog sich denselben, so weit es ihre weiblichen Kräfte zuließen, aufs rühmlichste, und nicht selten sah man sie an der Spitze der Armee den Platz ausfüllen, welchen ihr Gemahl hätte bekleiden müssen, aber selten mit glücklichem Erfolge, denn ihre Kriegskenntnisse waren nicht hinreichend, um dem kriegslustigen Bischofe mit Erfolg Widerstand zu leisten, und es wurde in diesem verhängnißvollen Zeiten wahrlich ein Mann — und zwar ein Mann von ungewöhnlicher Geschicklichkeit erfordert, um das bedrängte Holland zu retten.

Johann von Braband wurde bald aus seiner Sorglosigkeit durch den Bericht geweckt, daß Johann von Baiern beabsichtige, sich seines Herzogthums Braband zu bemächtigen, und er rüstete sich zur Vertheidigung; aber es war schon zu spät; unter seinen Feinden befand sich seine eigene Gemahlin, welche alles anwandte, um sich durch eine Ehescheidung seiner zu entledigen; dieser Haß entsprang zuerst aus der Verschiedenheit beider Charaktere, und wurde noch mehr genährt, durch einen unbezwinglichen Umgang, welchen der Herzog mit der Tochter

eines brabandischen Edelmanns unterhielt, welches die schöne und kluge Jacoba ohne Zweifel von ihm abwendig machen mußte, und diese herrschsüchtige Frau sah mit Wehmuth den Verfall ihrer Angelegenheiten. Das einzige Mittel, diese wieder herzustellen, war ihrer Meinung nach, sich mit einem Manne zu verbinden, welcher Muth und Macht besaß, sie zu beschützen, und sie richtete ihr Augenmerk auf Humfrey, Herzog von Glocester, Bruder des Königs von England; sie ließ ihm unter der Hand heimlich Heirathsanträge machen, welche mit Freuden angenommen wurden; sogleich nach Empfang dieser günstigen Antwort, entfloh sie heimlich, mit Hülfe eines Hennegauischen Edelmanns, vom Hofe ihres Gemahls, und begab sich nach Calais, von wo sie nach London überfuhr und daselbst mit Freude empfangen wurde.

Jacobas Flucht öffnete dem Herzog Johann die Augen, und er widmete von diesem Augenblicke an größere Sorgfalt auf die Regierung; sogleich erhob er ein ansehnliches Kriegsheer, und bekämpfte damit, doch ohne günstigen Erfolg, Johann von Baiern, seinen angeheiratheten Oheim.

Johann von Braband wandte inzwischen alle Mittel an, seine Gemahlin zur Rückkehr zu bewegen; aber Jacoba beharrte in ihrem Entschlusse. Man wirkte eifrig in England, um die päpstliche Einwilligung in einer Ehescheidung zu erlangen, welches aber sehr große Schwierigkeiten verursachte, da der Papst selbst früher die Verbindung gebilligt hat-

te; doch auch hier wurde ein Hülfsmittel ausgefunden, woran es überhaupt den Großen so selten gebricht. Man wandte sich an den Gegenpapst Benedictus XIII, welcher, obgleich seiner Würde entsetzt, von Vielen anerkannt wurde; dieser, welcher schon sehr alt war, und gern noch einen letzten Beweis seiner päpstlichen Macht ablegen wollte, ließ sich hierzu bewegen und schickte Bullen nach England, wodurch die eheliche Verbindung Johann's von Braband und Jacobens von Baiern des nahen Grades der Blutsverwandtschaft wegen, ungültig erklärt, und ihr die Erlaubniß zu einer andern Heirath ertheilt wurde; jetzt waren keine Schwierigkeiten mehr, diese eheliche Verbindung sobald als möglich zu vollziehen.

Unverzüglich erschien der Herzog von Glocester mit seiner Gemahlin im Hennegau, nahm den Titel eines Grafen von Hennegau, Holland und Zeeland an, und behauptete sich eine Zeitlang mit Englands Hülfe in dieser Würde. Johann von Braband, welcher nun alle Hoffnung vereitelt sah, verbündete sich jetzt mit Johann von Baiern, welcher aber bald das Zeitliche segnete, und Philipp, Herzog von Burgund, zu seinem Nachfolger ernannte, worin Johann einen mächtigen Bundesgenossen und denselben bereit fand, den nun erwählten Grafen nebst seiner früheren Gemahlin, mit aller Macht zu bekriegen; und um ihren Zweck zu erreichen, wählten sie die Parthei der Kabliauen, worin sie eine mächtige Stütze fanden.

Glocester hatte sich kaum mit bewaffneter Hand des Hennegaues bemächtigt, als seine Gegenwart in England höchst nothwendig war. Nachdem er sich einige Monate in Baiern aufgehalten hatte, reiste er nach England, und hinterließ seine Gemahlin Jacoba mit dem Versprechen, bald von einer ansehnlichen Kriegsmacht begleitet zurückzukehren.

Doch dies wurde nicht so schnell ausgeführt, und Johann von Braband, von Philipp von Burgund unterstützt, erklärten ihr den Krieg, weil ihre Verehligung gegen die Gesetze wäre, und sie ohne Einwilligung des Papstes kein Recht hätte, ihre Grafschaften in Besitz zu nehmen. Nachdem er sich durch Verrath einiger kleiner Plätze bemeistert hatte, zog er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht auf die Hauptstadt Bergen zu und schloß sie ein, bevor Jacoba Gelegenheit fand, sich durch die Flucht zu retten; ein von ihr abgeschickter Bote entkam nur mit der größten Mühe, und überbrachte dem Herzoge von Glocester einen Brief, worin Jacoba ihren Gemahl, von Allem was vorgefallen war, unterrichtete, und ihn anflehete, aufs eiligste zu ihrer Befreiung herüber zu kommen. König Eduards Politik hatte eine ganz andere Richtung genommen. Er sah sich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, und hielt es nicht rathsam, den Herzog von Burgund zum Feinde zu haben, schloß ein Bündniß mit ihm und verweigerte seinem Bruder die erbetene Hülfe. Zu Jacobens Unglück war der Herzog ihr nicht mehr zugethan, und huldigte einem ge-

wissen Fräulein Eleonore Cobham, welche die Ursache war, daß er seine Rückkehr nicht so sehr beschleunigte. Jacoba vertheidigte sich inzwischen sehr geschickt und muthvoll in der Stadt, mußte aber endlich der Übermacht weichen und sich ergeben. Jetzt fiel sie in die Gewalt des Herzogs von Burgund, welcher sie sogleich nach Gent führte und dort auf dem Kastel als Gefangene bewachen ließ.

Drittes Capitel.

Am Tage nach der Gefangennahme der Gräfin Jacoba, begrüßte sie die ersten Strahlen der Morgenröthe in einem abgelegenen Gemache des Kastels der Stadt Gent, wo sie durch eine ansehnliche Kriegsmacht, auf Befehl des Herzogs Philipp, streng bewacht wurde. Sie fühlte jetzt, in der Gewalt ihres Gemahls, welchen sie verlassen und verrathen hatte, das ganze peinliche ihrer Lage. Sie brauchte zwar nicht die Folgen ihres Treuebruchs zu befürchten, denn ihr Gemahl hatte sie nie geliebt, aber desto mehr seine Rache, da sie ihn durch ihre muthwillige Ehescheidung, seiner Würde als Grafen von Holland und Zeeland beraubt, und ihm durch ihre Verehligung einen zu fürchtenden Feind zugezogen hatte.

Sie sah einer langen Gefangenschaft, vielleicht gar Mishandlungen entgegen, und überzeugte sich, wie schwer es ihrem Gemahl werden würde, sie aus ihrem Kerker zu erlösen. Wehmüthig sank sie in einen Stuhl und weinte laut. Himmel! sagte sie, — soll denn mein Leben eine Verkettung von Trübsalen sein? Zweimal habe ich mich den Staatsangelegenheiten aufgeopfert, und wurde dadurch höchst unglücklich. — Um das gesetzliche Erbtheil meines Vaters den Händen eines Siegers zu entreißen, und meinen, durch den Krieg erschöpften Unterthanen, die Ruhe wieder zu verschaffen, versuchte ich es zum dritten Male, und kaum hier angelangt, um meinen Zweck zu erreichen, seh' ich mich von meinem Gemahl verlassen und ein Kerker ist mein Loos. Ach! muß ich denn zum dritten Male mishandelt, verkannt und verfolgt werden, lieber nimm mir gütiger Gott das Leben, ehe du mich Solches erdulden läßt!

Wahrlich, das Geschick der schönen vier und zwanzigjährigen Gräfin war sehr trübselig; trotz ihrer Jugend hatte sie schon zwei Mal das Schicksal der Großen erlitten, denen es nicht vergönnt ist, in ihren Herzensangelegenheiten ihre Neigung zu Rathe zu ziehn. Ihre erste Verbindung würde vielleicht erträglich gewesen sein, — allein der Dolch eines Mörders machte sie zur Wittwe. Zum zweiten Male traf sie einen erbärmlichen Gegenstand, welcher ihre guten Eigenschaften völlig verkannte, in Üppigkeit und Wollust schwelgte, sie und seine eigenen Ange-

legenheiten vollkommen vernachlässigte, und der dritte Gemahl, — obgleich es ihr noch nicht bekannt war, — eben so gefühllos bei ihrer Anmuth, wandte schon kurz nach ihrer Verbindung seine Huldigungen einer Andern zu. Wahrlich, jeder Ritter, welcher alles dies bedenkend, sie in diesem Zustande gesehn hätte, würde, trotz ihrer Mängel keinen Anstand gefunden haben, zu ihren Füßen den feierlichen Eid abzulegen, bis zu seinem letzten Athemzuge, Gut und Blut für sie zu lassen.

Wir würden der Wahrheit zu nahe treten, ja die Geschichte beeinträchtigen, wenn wir nicht einräumen wollten, daß Jacoba durch ihre Herrschsucht verleitet, große Mißgriffe machte, welche späterhin ihren Fall nach sich zogen. Das Unglück wird größtentheils durch Irrthum erzeugt. Sicher würde ihr Betragen gegen Johann von Braband die Probe der Sittlichkeit nicht bestanden haben; aber welcher Mensch ist ohne Fehler? In einer strengen Untersuchung würde ein menschenfreundlicher und unpartheiischer Richter sie eher unglücklich, als schuldig erklären, und offenkundig anerkennen, daß ihre guten Eigenschaften weit ihre Mängel übertreffen.

Aus Besorgniß, daß Jacoba's Freunde einen Versuch sie zu befreien machen würden, beschloß Philipp von Burgund, sie sogleich unter sicheren Gewahrsam zu bringen, und benachrichtigte sie, daß sie noch in dieser Nacht nach Gent gebracht werden sollte; umsonst stellte ihm Jacoba das grau-

same und Unredliche dieses Betragens vor, so wie auch, daß er nicht das mindeste Recht auf ihre Person habe; doch Philipp, welcher hierin seine eigenen Ansichten hatte, kümmerte sich wenig um die verweisenden Einwendungen der Gräfin. Beim Einbruch des Abends wurde Jacoben angezeigt, daß sie sich zur Reise bereit halten sollte, und daß ein gesatteltes Roß nebst einigen Reutern, nahe vor der Stadt sie erwarteten. Die unglückliche Gräfin sah ein, daß Widerstand hier durchaus unnütz sein würde, und beschloß zu gehorchen. Sie ritt auf Befehl der Reiter, welche sie umringten, die ganze Nacht ununterbrochen fort, ohne daß ihr die mindeste Ruhe oder Erholung gegönnt wurde, und kam endlich todtmüde, auf dem Schlosse, ihrem Bestimmungsorte an, wo ihr ein schlecht meublirtes Gemach angewiesen wurde. Auch hier vergönnte ihr die übergroße Müdigkeit keinen erquickenden Schlaf, denn der Gedanke an ihre Lage raubte ihr die Ruhe, welche die nothwendige Folge dieses nächtlichen Rittes hätte sein müssen.

Noch glänzte eine Thräne in dem klarblauen Auge der schönen Unglücklichen, welche langsam an ihrem lilienweißen Antlitze herabtröpfelte, und in der aufgehenden Morgensonne einem funkelnden Diamant glich, als ein Mann in kriegerischem Anzuge ehrerbietig in den Saal trat, und ehe sie seine Annäherung bemerkte, vor ihr stand. »Verzeiht, gnädige Frau,« sagte er, »daß ich unangemeldet in dies Gemach trete, der Schloßvoigt ließ Euch, Euren

Rang und hohe Geburt nicht kennend, in den Thurm führen, welches aber keineswegs die Absicht Herzog Philipps, noch die Eures vorigen Gemahls ist; mäßigt Eure Betrübniß, ich habe Befehl ertheilt, die besten Gemächer des Schlosses für Euch bereit zu halten.«

»Meine Betrübniß!« rief Jacoba aus, indem sie sich stolz erhob, »wer sagt Euch, daß ich den geringsten Schmerz über meinen gegenwärtigen Aufenthalt verspüre. Jacoba läßt sich nicht so schnell von Verzweiflung niederbeugen, sie wird ihren Feinden trotzen, sie bekriegen und besiegen. Euer Gebieter, der trotzige Unterdrücker, vergißt, daß wir mit dem Bruder des mächtigen Eduards verehligt sind. Er soll für den Verrath, welchen er an mir begeht, Genugthuung geben, das schwöre ich beim Himmel! Giebt es nicht tausend andere Ursachen, weßhalb eine Frau Thränen vergießt? Nein, Ihr irrt Euch, Handlanger der Ungerechtigkeit, wenn Ihr Euch einbildet, daß mein gegenwärtiger Zustand mir sie erpreßt; Jacoba ist die Frau nicht, welche sich durch solche Geringfügigkeiten niederbeugen läßt.«

»Das ist mir genugsam bekannt, gnädige Frau,« erwiederte der junge Krieger, »Ihr habt es durch Thaten bewiesen, der Himmel erzeugte in dem Körper einer Frau das Herz eines Mannes.«

»Wahrlich diese Schmeichelei, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, muß mir aus Eurem Munde ganz sonderbar erscheinen, weil Ihr

mich unter den schändlichsten Mishandlungen in diesen Kerker schleppen ließet.«

»Der Befehl des Grafen lautete: Euch vor Tagesanbruch hierher zu bringen; hätte ich diesen nicht vollstreckt, oder gar dagegen gehandelt, wenn ich Euch Ruhe vergönnt hätte, welche durchaus untersagt war, so würde man mich mit Euch einverstanden halten, und mir die Gelegenheit entziehen, Euch meine Dienste zu weihen.«

»Mir Eure Dienste zu weihen?« antwortete Jacoba, langsam und erstaunt.« Ist es Floris von Kyfhoek, welcher mit mir redet, der Sohn eines der entschiedensten Edelleute der Kabliauen, der unserer Regierung immer feindlich gegenüber stand?«

»Derselbe, und ich sehe wohl, Gräfin, daß ich, bevor ich Euer Vertrauen erlangen kann, mich zuvor bei Euch entschuldigen muß. Ihr beliebt zu sagen, daß ich die Parthei des Herzogs von Braband gewählt habe, und doch ist es eigentlich nicht so. Ich stand in Eures Gemahls Diensten, und habe ihm Treue geschworen, als Ihr Euch heimlich von Bergen entferntet, Euch von ihm trenntet und mit dem Herzog von Glocester vermähltet. Ich blieb damals noch in des Herzogs Dienst, weil er während seiner Vereinigung mit Euch, stets die Hoecken begünstigte; doch darauf gesellte er sich zu der Parthei der Kabliauen, um sich einen größeren Anhang gegen Euch zu verschaffen. Deßhalb hielt ich mich meines Wortes und meines Eides entbun-

den, und beschloß, dem Herzog von Glocester meine Dienste anzubieten, — fest überzeugt, daß die edle Jacoba den unterdrückten Hoecken nie ihren Beistand versagen würde; als Johann von Braband, von Philipp unterstützt, — seinen Truppen den Befehl gab, gegen Bergen anzurücken, um sich auf diese Weise Eurer Person zu versichern. Ich durchschaute nur zu klar, daß ich, obgleich ich mich von seiner Parthei lossagte, Euch unmöglich retten, aber unendlich mehr Dienste leisten könnte, wenn ich dem Scheine nach ihm treu blieb, wie ich jetzt erscheine, denn ich hoffe Euch so ihren Händen zu entreißen, welches mir in einer andern Stellung unmöglich gewesen sein würde.«

»Nun wahrlich, dann seid Ihr ein rettender Engel, mir von dem Himmel zugesandt,« erwiederte Jacoba. »Aber kann ich mich auf Euch verlassen, auf einen Sohn, dessen Vater ohne Unterlaß mich und die Meinigen bekriegte?«

»Mein Vater ist der Parthei der Kabliauen, ich der der Hoecken zugethan, welches schon seit Jahren einen unversöhnlichen Haß zwischen uns erzeugte. Ein Haß, welcher seitdem zugenommen hat, und noch immer mehr zunehmen wird, da er mich, wie ich höre, auf immer verstoßen, und mir meinen Erbtheil entzogen und einen Andern als Sohn angenommen hat.«

»Ritter, Eure Verdienste sind allgemein bekannt, man hält Euch mit Recht für einen der geschicktesten Feldherrn Eurer Zeit, und es ist daher

sehr natürlich, daß das Anerbieten, mir zu dienen, mir zur größten Freude gereicht, besonders in einer Zeit, wo ich in einem Kerker seufze und von einem Jeden verlassen bin. Mit Vergnügen und Dankbarkeit nehme ich auch die angebotene Hülfe an und Jacoba versichert Euch feierlich auf ewige Zeiten ihres Schutzes.« —

»Entzieht ihn mir ohne Rückhalt, gnädige Frau,« rief Floris begeistert aus, »wenn Ihr ihn nur auf ewige Zeiten den unglücklichen und unterdrückten Hoecken angelobt, welche gern Gut und Blut für Euch aufopfern werden.

»Nie — nie, werde ich so schändlich und undankbar sein,« antwortete Jacoba mit Wärme, »und Ihr von Kyfhoek: kann ich versichert sein, daß der Einfluß eines Vaters niemals Veranlassung sein wird, mich zu verrathen?«

»Ihr wißt nicht, gnädige Frau, wie tief die Rache in meinem Herzen wurzelte. Meinen Vater; — mein eigenes Kind, — werde ich in dem Kampfe für Eure Sache nicht verschonen. Hier zu Euren Füßen, auf dies Schwert, schwöre ich Euch, es bis zu meinem letzten Augenblicke für Eure Sache zu führen.«

Bei diesen Worten sank er auf ein Knie nieder, nahm das Schwert mit der Scheide aus dem Bandelier, legte die rechte Hand darauf, und leistete den feierlichen Eid. — »Kommt, gnädige Frau,« fuhr er darauf, indem er aufstand fort, »folgt mir in die Gemächer, welche ich für Euch, Eurem Stande gemäß in Bereitschaft habe bringen lassen.

Ich schäme mich, Euch so lange in diesem erbärmlichen Gemache aufgehalten zu haben.«

Mit allen Beweisen von Ehrerbietung und Achtung, welche ihrem Rang gebührte, ersuchte er die Gräfin ihm zu folgen und geleitete sie über eine breite Wendeltreppe in das mittelste Geschoß des Schlosses, wo er ein prächtig meublirtes Gemach öffnete, und es, nebst ein paar daran stoßenden Seitengemächern, ihr zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte anwies. Das traurige Antlitz der Gräfin erheiterte sich, als sie das reiche und prächtige Hausgeräth betrachtete, und der Schloßvoigt sich ihr auf Floris von Kyfhoek's Befehl näherte, sie seiner Bereitwilligkeit ihr ohne Rückhalt zu dienen versicherte, und ihr seine Tochter als Kammerfrau anbot; dankbar für die Auszeichnung, welche ihr durch die Dazwischenkunft des Ritters zu Theil wurde, drückte sie ihm herzlich die Hand, und versprach ihm, daß die Erkenntlichkeit dafür, nie aus ihrem Gedächtniß verwischt werden sollte.

Ehe wir unsre Erzählung fortsetzen, wollen wir den Leser mit Floris von Kyfhoek, welchen wir schon in seinem Gespräche mit Jacoben auftreten ließen, näher bekannt machen. Er war der einzige Sohn eines mächtigen und vornehmen Zeeländischen Edelmannes, welcher als ein eifriger Anhänger der Kabliauen, Jacoba und ihren Anhang tödtlich haßte. Sein Sohn war hingegen den Hoecken zugewandt, und dies die Ursache, daß zwischen Vater und Sohn schon lange Uneinigkeit geherrscht

hatte, welche ungeachtet der innigen Beziehung, so wie es in diesem unheilvollen Bürgerkriege mehre Male der Fall war, endlich in eine wüthende Fehde ausartete. Der Haß gegen Alle, welche Kabliauen waren, hatte bei Floris von Kyfhoek die höchste Stufe erreicht, und er verband sich mit einigen Hoeckschen Edelleuten, um das Schloß seines Vaters zu belagern. Dies war aber eines der mächtigsten und festesten Schlösser von ganz Zeeland, und dies Unternehmen lief ihm zur Schande unglücklich ab; denn, nachdem man die völlige Unmöglichkeit der Einnahme eingesehen hatte, sah man sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Da von Kyfhoek der Vater dies sah, machte er einen Ausfall, schlug die Belagerer, so daß sein Sohn kaum durch die schleunigste Flucht seinen Händen entrann. Der junge Floris achtete es nicht rathsam, eine zweite Belagerung zu unternehmen und begab sich nach Bergen, wo er Johann von Braband, damals mit Jacoba von Baiern verehligt, seine Dienste anbot. Er erwies diesem in dem Kriege gegen Johann von Baiern wichtige Dienste, und war einer der besten Feldherrn seiner Zeit. Er stand deßhalb bei diesem, so wie bei Philipp von Burgund in hohem Ansehn, als aber beide, um sich eine größere Stütze gegen Jacoba zu verschaffen, sich mit den Kabliauen verbanden, haßte er sie eben so sehr, als alle Übrigen und beschloß ihn aufs schleunigste zu verlassen und zu Jacoben und dem Herzoge von Glocester überzugehen.

Floris von Kyfhoek hatte in der Zeit, wo wir ihn hier antreffen, ungefähr sein dreißigstes Jahr erreicht. Über seine guten Eigenschaften war nicht viel Rühmliches zu sagen. Er war gewiß ein tapferer und erfahrener Kriegsmann, dies muß man gestehen, aber übrigens ohne Edelmuth, listig, herrschsüchtig, grausam und von einem wüthenden Hasse gegen Alles, was zu den Kabliauen gehörte, beseelt; dies ging sogar so weit, daß er in seiner Rache keine Banden so heilig, keine Beziehungen, so innig sie auch waren, würde geschont haben, und keine Mittel scheute, so unrein und schändlich sie auch waren, um seinen Zweck zu erreichen.

Viertes Capitel.

Wenn wir, durch das Unglück von allen Seiten verfolgt, den höchsten Grad von Elend erreicht haben, dann kann uns nichts mehr Freude gewähren, als eine Verbesserung in unserm Zustande, welche selbst Anderen noch immer beklagenswerth erscheint; dies war auch der Fall mit der Gräfin Jacoba, als sie ihrem Stande gemäß sich behandelt sah, wodurch sie die ihr widerfahrne Erniedrigung ganz zu vergessen schien. Aus den Gemächern, welche sie bewohnte, konnte sie die ganze umliegende Gegend übersehen, und die Schelde in ihren Krümmungen

mit ihren buschreichen Einfassungen, bot in der That eine malerische Ansicht dar, welche auf das empfängliche Herz der Gräfin einen tiefen Eindruck machte, und die sie zu betrachten nicht müde wurde.

»Meine gnädige Frau,« sagte Floris von Kyfhoek, nicht wenig mit sich selbst zufrieden, da er sich als die Ursache dieser plötzlichen Veränderung von Trauer in Freude betrachtete, »ich hoffe, daß ich Euch keine weitere Bürgschaft für meine Treue zu stellen brauche, um so weniger, wenn Ihr in Betracht ziehet, daß dies Alles ohne Vorkenntniß des Herzogs Philipp geschieht, welcher mir im Gegentheil aufs Nachdrücklichste befahl, Euch aufs Strengste zu bewachen.«

»Ich stehe keinen Augenblick an, mein Loos Euren Händen anzuvertrauen, und verlasse mich ganz auf Euren Schutz und Hülfe. Ich erkenne es an, daß Ihr bereits Vieles für mich gethan habt, indem Ihr Euch des Herzogs Ungnade aussetzt — aber ach! — warum soll ich es verheimlichen; es ist wahr, mein Gefängniß ist meinem Stande angemessen, aber ich bin deßhalb nicht minder eine Gefangene.«

»Ich versteh' Euch, Gräfin;« erwiederte der Ritter. »Ihr wollt damit sagen, was nützt mir das reich meublirte Gemach, — aller der Überfluß, welchen ich hier, der Freiheit beraubt, genieße? — Ihr wünscht sie und sie soll Euch werden; aber da dies für den Augenblick durchaus unthunlich ist,

und ich Euch keinen andern Dienst erweisen kann, als Euer Loos so viel als möglich zu versüßen, so bitte ich Euch um die Gnade, solches als einen Beweis meiner Anhänglichkeit anzusehen.«

»Das thue ich,« antwortete die Gräfin, »doch wie es mir scheint, habt Ihr hier die ausübende Gewalt; was hindert Euch, mich in Freiheit zu setzen und mit mir zu entfliehen?«

»Herzog Philipp, welchen ich jeden Augenblick hier erwarte! — Es würde ein eben so gewagtes, als thörigtes Unternehmen seyn, und ihm leicht werden, uns wieder einzuholen. Die Officiere, welche mich hierher begleiteten, und mit Herz und Hand dem Herzoge zugethan sind, würden schnell unsern Plan entdecken und ihn vereiteln; außerdem befinden wir uns mitten in einem feindlichen Lande, und es würde dem Herzog bei seiner Ankunft sogleich berichtet werden, welchen Weg wir eingeschlagen hätten.«

»Also bin und bleibe ich, trotz der angebotenen Hülfe, in der Gewalt meiner Feinde?« fragte die Gräfin niedergeschlagen.

»Gewiß nicht, gnädige Frau, denn alsdann würde Euch meine Hülfe von geringem Nutzen sein. Aber zu Eurer Befreiung muß die passende Zeit und Gelegenheit abgewartet werden. Wenn Ihr erst einmal vergebens Eure Flucht versucht habt, dann ist die Hoffnung auf immer verloren.«

»Das begreife ich, und stimme deßhalb gern in alle Maßregeln der Vorsicht mit ein,« sprach die Gräfin. »Ich verlasse mich ganz auf Euren Muth

und Eure Führung; nehmt diese Hand zur Bürgschaft unserer ewig währenden Freundschaft.«

»Die hoffe ich zu verdienen,« sagte der durchtriebene Höfling, wohl wissend, daß Jacobas Leutseligkeit aus der festen Überzeugung herrührte, daß ihre Rettung ohne seine Hülfe unmöglich wäre, und von der Nothwendigkeit herbeigeführt wurde, weßhalb er denn auch statt ihre Hand anzunehmen, sich ehrerbietig verbeugte, sie mit den Fingerspitzen kaum berührte und an seine Lippen führte. — »Noch kurze Zeit und Ihr seid bei Euren Freunden, den Hoecken, völlig sicher in Holland; wenigstens soll von unsrer Seite nichts unversucht bleiben, und nur höhere Macht kann die Ausführung hindern. Ich verlasse Euch jetzt, Gräfin, denn es würde nicht rathsam sein, wenn uns der Herzog bei seiner Ankunft beisammen fände, und Ihr bedürft sehr der Ruhe, weßhalb es eben so ungeziemend, als unbillig sein würde, Euch durch ein unnützes Gespräch länger lästig zu werden, — möge ein erwünschter Schlaf Eure Kräfte wieder herstellen; späterhin sehen wir uns wieder.« —

Mit diesen Worten verließ er sie, und die Gräfin warf ihm, zum Beweis ihrer Billigung, einen zutraulichen Gruß mit der Hand zu. Floris beantwortete ihn mit einer tiefen Verbeugung, wodurch die Gräfin, wie auch durch sein Benehmen, ganz für ihn eingenommen war. Sie fühlte sich sehr geschmeichelt durch die Beweise der Ehrerbietung, welche er ihr bewiesen hatte, gleichsam als wäre

sie wie zuvor frei und unabhängig gewesen, und der junge Ritter erwarb sich im hohen Grade ihre Zuneigung.

Floris von Kyfhoek kannte, als ein vollendeter Höfling, sie und die Frauen im Allgemeinen, und wußte, daß, wenn er ihre Herablassung mit Ehrerbietung beantwortete, und sie als einen Beweis ihrer Gunst annahm, ohne sich dadurch irre leiten zu lassen, es das sicherste Mittel wäre, ihre Freundschaft zu erlangen, und dies war ihm vollkommen geglückt; denn sie vertraute mit Hingebung dem Freunde, welcher ihr, so wie es schien, vom Himmel zugeschickt worden war.

Bald nachher, als der Ritter sich entfernt hatte, empfing sie einen neuen Beweis seines Eifers und seiner Bereitwilligkeit. Eine weibliche Bedienung trat ein und bot ihr ihre Dienste an. Jacoba machte augenblicklich Gebrauch davon und befahl ihr beim Entkleiden behülflich zu sein, da das Bedürfniß nach Ruhe, sich jetzt unwiderstehlich einstellte. Sie gehorchte gern der Gräfin Befehl, und letzte warf sich auf ihr Lager, wo sie bald in einen tiefen Schlaf versank.

Ungefähr eine halbe Stunde nachher, als Floris von Kyfhoek die Gräfin verlassen hatte, wurde ihm berichtet, daß der Herzog von Burgund, von verschiedenen Edelleuten und tausend Soldaten gefolgt, in Gent angekommen wäre. Er begab sich sogleich zu ihm, um ihn den Erfolg seiner Sendung und die Ankunft der Gräfin mitzutheilen.

»Es ist so gut,« sagte der Herzog; »Ihr habt Euren Auftrag mit Treue und Eifer vollzogen, und ich spreche Euch darüber meine Zufriedenheit aus; wo befindet sich die Gräfin?«

»Ich habe die besten Gemächer des Schlosses, welche die schönste Aussicht darbieten, im zweiten Geschosse für sie in Bereitschaft setzen lassen,« antwortete Floris.

»Weßhalb denn die besten,« fragte der Herzog unzufrieden; »ich sagte Euch ja, sie müßte sehr strenge bewacht werden.«

»Ich dachte, daß ihr diese als einer vornehmen Staatsgefangenen zukämen. Sie ist deßhalb nicht minder gut bewacht.«

»Dies stimmt aber gar nicht mit meinen Absichten überein,« erwiederte der Herzog. »Ihr Gefängniß muß nicht so gut sein, denn dann würden wir unsern Zweck verfehlen; doch genug davon, verfügt Euch zu der Gräfin, und sagt ihr, daß ich aufs eiligste sie sprechen muß.«

»Das ist vor der Hand unmöglich, Sire!« antwortete der Ritter, »die Reise-Strapatzen haben sie so sehr erschöpft, daß ihr die Ruhe unentbehrlich war. Sie hat ausdrücklich befohlen, Niemanden vor sich zu lassen.«

»Ausdrücklich befohlen!« erwiederte der Herzog spöttisch lächelnd. Sie sollte doch bedenken, daß sie in meiner Gewalt und eine Staatsgefangene ist.«

»Ich habe ihr dieselbe Bemerkung gemacht,« erwiederte der Ritter; doch sie antwortete: »Herzog

Philipp von Burgund ist ein regierender Fürst. Er wird das Misgeschick einer ihm am Range gleich stehenden Gefangenen zu ehren wissen, und vor Allem die Höflichkeit, welche man einer Frau schuldig ist, nicht aus dem Gesichte verlieren.«

Philipp biß sich auf die Lippen, doch konnte er, von dem Unrecht überzeugt, welches er ihr zugefügt hatte, nichts dagegen erwiedern. Des Ritters Worte ließen ihn erröthen, denn er fühlte bei dieser Gelegenheit, wie schändlich er gegen sie gehandelt hatte. Erzürnt, daß der Ritter Zeuge seiner Verlegenheit gewesen war, befahl er ihm, sich zu entfernen, und alle Edelleute, welche mit ihm nach Gent gekommen waren, aufs schleunigste in seinen Pallast zu einem Rathe zusammen zu berufen, wo über das Urtheil Jacobas gesprochen werden sollte.

Der Ritter war aufs höchste durch den trotzigen beleidigenden Ton, welcher dem Herzoge so eigen war, wenn man ihm widersprach, gekränkt, und dieß bestärkte ihn um so mehr in seinem Vorhaben, seine Parthei zu verlassen, und sich der Jacobens zuzuwenden. Er benachrichtigte des Herzogs Befehl zufolge alle Hofleute, Burgundische, Holländische und Zeeländische Edelleute, welche zu der Parthei der Kabliauen gehörten, von des Herzogs Auftrage und verfügte sich selbst in den Sitzungssaal, wohin sie beschieden waren.

Herzog Philipp, welcher in Floris von Kyfhoek, dessen Vater einer der vornehmsten Zeeländischen Edelleute war, eine mächtige Stütze und

einen tapfern Krieger sich zuzugesellen glaubte, bereute schnell seine barsche Behandlung und war der Erste, welcher, ehe die Edelleute versammelt waren, ihn freundlich anredete; doch wenn er auch keine andere Gründe gehabt hätte, sich von seiner Parthei abzuwenden, so war der Ritter wahrlich der Mann nicht, schnell eine Beleidigung zu vergessen. Wohl aber verstand er meisterhaft die Kunst, seinen Durst nach Rache zu verbergen. Er stellte sich, als wären ihm des Herzogs Entschuldigungen angenehm, und sie blieben wenigstens dem Scheine nach die besten Freunde.

Nachdem alle Edelleute, vom Herzoge zur Rathsversammlung entboten, vereinigt waren, nahm er selbst den Stuhl des Vorsitzers ein, brachte eine Anklage vor gegen seine Nichte, die Gräfin Jacoba von Baiern, worin er die Mißgriffe aufzählte, welche sie in der Regierung ihrer Grafschaft sich hatte zu Schulden kommen lassen, und zuletzt das Ungerechte ihres Verfahrens erwähnte, sich willkührlich von ihrem Gemahl getrennt zu haben, um sich einem andern in die Arme zu werfen, und überließ es ihnen endlich, das Urtheil über sie zu sprechen.

Wie wir vorher schon erwähnten, alle die Gegenwärtigen waren entweder Herzogs Philipps Höflinge oder Holländische und Zeeländische Edelleute von der Parthei der Kabliauen; man konnte also schon zum Voraus berechnen, daß ihr Urtheilsspruch keineswegs für sie günstig ausfallen würde. Alle beschuldigten sie eines vorsätzlichen Ehebruchs und Hoch-

verraths, ohne zu berücksichtigen, daß sie, um ihre Grafschaften von einem endlosen Kriege zu befreien, und um die Ruhe wieder herzustellen, dazu gezwungen war. Der Eine sprach mit mehr Erbitterung als der Andere, und man hörte kein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung. Nur Floris von Kyfhoek versuchte es einen Augenblick, aber er sah bald das Nutzlose seines Verfahrens ein, gegen die Übermacht zu streiten, welches ihm noch außerdem als eine Anhänglichkeit an ihre Person gedeutet worden wäre, und wodurch ihm jede Gelegenheit entzogen würde, ihr die Hülfe angedeihen zu lassen, welche er ihr zugedacht hatte. Er fand sogleich viele Gegner, ließ sich scheinbar von diesen überstimmen und fügte seine Stimme den ihrigen bei.

Der verschmitzte Philipp, welcher nur die Grafschaften unter Jacobas Herrschaft in Augen hatte, übernahm, um allen Schein von sich zu entfernen, die Vertheidigung der Gräfin, doch auf eine solche Weise, daß sie ihr viel eher zum Nachtheil gereichte; denn nachdem er weitläuftig ihre Misgriffe und Mängel angeführt hatte, versuchte er sie durch Truggründe zu entschuldigen, welche aber bei der Versammlung wenig Anklang fanden. Daher war die Folge, daß alle die Edelleute einstimmig Jacoba als untauglich für die Regierung erkannten, sie der Regierung und ihres Rechts auf die Grafschaften verlustig erklärten, ihre Verbindung mit dem Herzoge von Glocester als ungesetzmäßig anerkannten, so lange der Papst Martin seine Einwilligung ver-

weigerte, und Johann von Braband, als Graf von Holland und Zeeland, und Philipp von Burgund, als Schirmvoigt dieser Länder anerkannten.

Nachdem man dies ungerechte Urtheil gefällt hatte, denn beide hatten doch nicht das geringste Recht auf das gesetzmäßige Eigenthum der Gräfin, stand man dem Herzog von Burgund die Freiheit zu, sie so lange gefangen zu halten, bis sie sich dem Urtheile unterworfen und ihr Recht auf beide Grafschaften abgetreten hätte, wo man ihr denn als Gnade, Hennegau abtreten wollte, welches aber nach ihrem Tode wieder an den Herzog von Braband verfiel.

Philipp von Burgund hatte nun seine Absicht vollkommen erreicht, und sogar noch mehr, als er verlangte. Er wollte nur, daß man Johann von Braband als gesetzmäßigen Grafen von Holland und Zeeland huldigte und anerkannte, denn dieser, schwach und kränklich, würde seinem Urtheil nach nicht mehr lange leben, und er hatte es im voraus ausgemacht, daß er ihn zum Erben ernennen sollte. Als Schirmvoigt fand er Gelegenheit, sich inzwischen gegen einen Prätendenten zu sichern, denn dadurch erhielt er das Recht, Kriegsvolk in die Städte zu legen; es handelte sich nur noch darum, Jacoba zur Unterwürfigkeit zu zwingen, denn ohne dies würde ihm der Beschluß des Rathes wenig helfen. Auch ist es ausgemacht, daß sie ihre Grafschaft vom Kaiser Sigismund zum

Lohn erhalten hatte, welcher, Herzog Philipp war davon überzeugt, seinen Zweck bald durchschauen, und gegen die Vermehrung seiner Macht, welche ihm einst gefährlich werden konnte, sich widersetzen würde. Wenn aber die Gräfin, zu Gunsten ihres Gemahls, ihre Grafschaften abtrat, dann konnte der Kaiser nichts dagegen einwenden, und es stand natürlich Johann von Braband frei, seinen Blutsverwandten Herzog Philipp, zum Nachfolger und Erben zu ernennen.

Der aufmerksame Leser wird vielleicht sagen: fürchtete er denn den Herzog von Glocester, den Bruder des Königs von England nicht? — Nein, er hatte sich schon zum voraus von dieser Seite sicher gestellt, und Eduard dahin zu vermögen gewußt, seinen Bruder nicht zu unterstützen, da er es seinem Vortheil nicht gemäß hielt, das mächtige Haus Burgund zum Feinde zu haben. Eduard wußte seinen Bruder zu bewegen, von jedem Unternehmen abzustehen, und dies wurde ihm nicht schwer, denn der Herzog pflegte schon geheimen Umgang mit der früher genannten Eleonore Cobham, und hatte keinen sehnlichern Wunsch, als sich mit ihr ehelich zu verbinden.

Philipp hatte gegen Floris von Kyfhoek nicht den geringsten Verdacht und ahnete nichts von seinem Einverständniß mit der Gräfin Jacoba. Er hatte ihn erst kürzlich, seit er als Schirmvoigt Johann's von Braband aufgetreten war, kennen gelernt, und war ihm von diesem als ein ta-

pferer und erfahrner Krieger empfohlen, ohne ihm mitzutheilen, daß er den Hoecken zugethan wäre; und da sein Vater als ein Feind dieser Parthei bekannt war, so waren keine Gründe vorhanden, Argwohn gegen ihn zu hegen. Man hatte Philipp, als dieser ihn mit seinem Vertrauen beehrte, und ihm das Geleit der Gräfin auftrug, zwar davon benachrichtigt und sein Mistrauen rege gemacht, welches ihn auch veranlaßte, dem Ritter schnell auf den Fersen nachzufolgen, aber als er seinen Auftrag pünktlich ausgeführt sah, und Floris von Kyfhoek selbst in ihr Urtheil mit einstimmte, verschwand sein Argwohn und er glaubte, daß diese Beschuldigung nur aus Neid hervorgegangen wäre, weil dieser wichtige Auftrag, die Gräfin zu geleiten, ihm ertheilt worden.

Außerdem hatte Floris von Kyfhoek am Hofe Johann's von Braband, als Jacoba von Baiern ihn verließ und er sich den Kabliauen zugesellte, seinen Haß gegen diese Parthei versteckt gehalten. Die Edelleute der Hoecken folgten Jacoben, oder die, welche es vortheilhaft hielten, blieben, und unter diese Letzten gehörte der Ritter von Kyfhoek. Er verweilte daselbst eine geraume Zeit, ohne sich für irgend eine Parthei zu erklären, und stellte sich, als wäre sein Haß ganz verschwunden, und als gehörte er viel eher zu den Kabliauen, als zu den Hoecken; auch konnte Niemand im entferntesten vermuthen, daß er sich vorgenommen, Jacoben zu dienen; hierdurch täuschte er die

Edelleute der Kabliauen, welche seine Feinde waren, und man zählte ihn unter die, welche früher zwar den Hoecken zugethan waren, doch durch Jacobens Betragen gegen ihren Gemahl unwillig, ihrer Parthei sich nicht zugesellen wollten; man hatte deßhalb wohl Herzog Philipp gewarnt, aber nicht als vor Jemanden, welchen man ihm gefährlich achtete, und dieser wurde auch durch seine scheinbare Anhänglichkeit getäuscht; denn Philipp, von seiner Erfahrung im Kriegshandwerke, welches er bei der Belagerung von Bergen an Tag gelegt hatte, überzeugt, beschloß, ihm nun sein Vertrauen zu schenken und ihn für sich zu gewinnen, um so mehr, da er zu den angesehensten Zeeländischen Edelleuten gehörte.

Es ereignete sich noch Etwas in der Versammlung der Edelleute, wodurch das Mistrauen des Herzogs von Burgund gänzlich verschwand. Als man nämlich Jacoben ihres Rechtes auf die Grafschaften verlustig, und ihre Ehe mit dem Herzoge von Glocester ungesetzlich erklärt hatte, war Floris von Kyfhoek der Erste, welcher vorschlug: Philipp zum Schirmvoigt zu ernennen; hierdurch bezweckte er nicht allein, die Gunst des Herzogs zu erlangen, welche zu Jacobens Rettung so höchst nothwendig war, sondern er rächte sich dadurch zugleich an den Edelleuten der Kabliauen, welche, wie er wußte, die Erhöhung des herrschsüchtigen Mannes ungern sahen. Durch dieses Mittel zog er den Haß vieler von denen, welche sich dieser Maßregel kräftig widersetzten, dem Herzoge zu. Philipps

Anhang behielt jedoch die Oberhand, und Floris von Kyfhoek sah seinen Zweck vollkommen erreicht.

Philipp bewies sich für den ihm erwiesenen Dienst dankbar, und um sich an den Edelleuten Zeelands, welche gegen Floris von Kyfhoek Verdacht bei ihm erregen wollten, zu rächen, ernannte er diesen Ritter zum Anführer seines Heeres, und gab ihm außerdem eine bedeutende Stelle an seinem Hofe. Sobald die Versammlung sich getrennt hatte, woraus er, trotz ihres Dawiderseins, siegend hervorgegangen war, hielt er mit dem Ritter noch eine Zwiesprache, und ersuchte ihn, ihm nach dem Kastel, wo Jacoba gefangen war, zu folgen, wo er sich vorgenommen hatte, so lange zu bleiben, bis er mit der Gräfin sein Ziel erreicht hätte.

»Floris von Kyfhoek,« sagte der Herzog, als er bei seiner Ankunft auf dem Schlosse seine Höflinge entfernt hatte, und sich allein mit ihm befand, »ich muß Euch offenherzig gestehen, daß man Euch mir, als der Parthei der Hoecken zugethan, verdächtig machen wollte. Mein Mistrauen wurde einigermaßen bestärkt, als Ihr mir die Antwort der Gräfin hinterbrachtet, denn ich glaubte, daß Ihr mehr aus Euch selbst, als in ihrem Auftrage redetet. Dies war die Ursache, warum ich Euch barsch und kalt behandelte. Ich bereute es bald, als ich darüber nachdachte, wie pünktlich Ihr meinen Befehl ausgeführt hattet, und als Ihr dafür stimmtet, mich zum Schirmvoigt von Holland und Zeeland zu erhe=

ben, da war jeder Verdacht verschwunden. Auch sahe ich bei meiner Ankunft auf diesem Schlosse, daß man mich Euretwegen täuschen wollte, denn obgleich Ihr der Gräfin das Gefängniß erträglich machtet, finde ich sie doch streng bewacht. Ihr habt, indem Ihr ihr Loos, so viel als möglich, versüßtet, wie ein Edelmann und sehr großmüthig gehandelt.«

»Ich war überzeugt, daß Ihr mein Betragen billigen würdet,« erwiederte Floris von Kyfhoek;« von dem tapferen, ritterlichen Herzog von Burgund, konnte man nur Großmuth erwarten. Ich bekenne es, Jacoba fehlte, indem sie sich scheiden ließ, und sie gab dem Lande, durch ihre zweite Verehelignng, einen Feind mehr, und verwickelte es in einen neuen Krieg. Sie ist zur Regierung untauglich, und man darf, so lange sie den Scepter führt, auf keinen anhaltenden Frieden hoffen, aber sie ist und bleibt immer eine fürstliche Frau, und wir dürfen die Ritterpflicht, welche uns gebietet das Unglück zu ehren, nie aus den Augen verlieren.«

»Das wollen wir auch nicht, und besonders dann nicht, wenn sie sich uns unterwirft,« antwortete der Herzog. »Ich will Euch nun meinen Plan ausführlich mittheilen. Ich habe die Absicht, Jacoba zu zwingen, eine Urkunde zu unterzeichnen, worin sie mich dringend bittet, sie gegen ihren Gemahl Johann von Braband zu beschützen, und daß sie mir um diesen Preis den Titel eines Schirmvoigts zugesteht. Der Herzog von Braband ist mir unterworfen, und wird sich willig in meinen

Willen fügen. Jacoba erhält auf diese Weise den Titel einer Gräfin, welchen sie bereits durch die Aussprache der größten Anzahl der Edelleute verloren hat, und findet einen Beschützer gegen ihren früheren Gemahl; sie wird mir dafür dankbar sein und gern, besonders in Rücksicht auf ihre jetzige Lage, in meinen Vorschlag eingehen; auf diese Weise erhält sie ihren Titel und Einnahme als Gräfin; dadurch, daß sie mich zum Schirmvoigt erwählt, legt sie die Gewalt in meine Hände, und es wird mir nicht schwer werden, ihr das Eine und das Andere zu entziehen, sobald es mir genehm dünkt. Euer gediegenes Urtheil und Euer Scharfblick wird allgemein gerühmt. Es gereicht mir deßhalb zur Freude, Euch zum Vertrauten gewählt zu haben, ohne daß ich Euch zu fürchten brauche. — Sagt mir offenherzig, was haltet Ihr von diesem Plan?

»Vortrefflich durchdacht, Fürst,« erwiederte der Ritter von Kyfhoek; »es scheint mir jedoch, daß sich viele Schwierigkeiten erheben werden.«

»Und welche?« fragte Philipp.

»Wird der Herzog von Glocester es sich freiwillig gefallen lassen, daß man ihm auf diese Weise sein durch die Ehe erlangtes Recht raubt?«

»Eure Bemerkung ist nicht ohne Grund, doch von dieser Seite sind wir gesichert. Der König von England, mit welchem wir im besten Einverständniß leben, weigert seinem Bruder jeden Beistand, welcher ihm dazu dienen könnte, sein Recht auf die Grafschaften Holland und Zeeland geltend zu

machen. Auch hat man öffentlich erklärt, daß der Herzog sich schon von seiner Gemahlin abgewandt hätte, welche ihm Staatsinteresse angekuppelt habe, und daß er schon ein geheimes Verhältniß mit einem Englischen Fräulein unterhält. Wir werden bald erfahren, ob dieses Gerücht Glauben verdient; vor der Hand genügt es uns, daß wir die Feindschaft des Englischen Hofes nicht zu befürchten brauchen.

»Aber die Edelleute von der Parthei der Hoecken, welche besonders in Holland sehr zahlreich sind?«

»Die zu unterwerfen, würde bestimmt nicht leicht sein. — Wenn aber Jacoba mir selbst die Schirmvoigtei überträgt, werde ich viele für mich gewinnen, und die andern werden sich aus Furcht ruhig verhalten und auf ihre Sicherheit bedacht sein. Wenn sich aber noch welche unter ihnen befinden, wie z. B. Brederode, Renesse und Andere, welche den Kampf wagen wollen, dann werden wir sie mit den Waffen in der Faust zum Gehorsam zwingen.«

»Ich fürchte jedoch stets, daß Eure Versuche auf Jacobas Stolz erfolglos bleiben werden.«

»Sie wird nothgedrungen ihre Zustimmung geben müssen,« sprach der Herzog, »und die Freiheit mit dem Titel einer Gräfin, der Gefangenschaft vorziehen. Auch wird sie sich wohl fügen, wenn sie ihren hoffnungslosen Zustand erfährt und vernimmt, daß es eine besondere Gunst ist, welche ich ihr erweise, und von dem Beschlusse der Edelleute der Kabliauen unterrichtet wird.« —

»Es sei mir erlaubt zu bemerken, Fürst,« erwiederte der Ritter, »daß wir hier mit Jacoba von Baiern zu thun haben, welche mit der Gewandtheit einer Frau, den Muth eines Mannes vereinigt. Sie wird sich wenig um den Beschluß der Edelleute kümmern, so lange sie noch auf ihre Freunde unter den Hoecken rechnen kann.«

»Dann ist sie ja noch immer in unsrer Gewalt.«

»Sie ist standhaft im Unglück und wird ihre Gefangenschaft mit Verstand tragen, und über Unrecht beim Kaiser klagen.«

»Uns stehen noch immer die Mittel zu Gebot, solches zu verhindern, und ihre Gefangenschaft so einzurichten, daß ihr Muth und ihre Standhaftigkeit bald weichen soll. Höret: ich habe beschlossen, Euch zu ermächtigen, sie auf die Unterredung, welche ich bald mit ihr haben werde, vorzubereiten. Ihr müßt ihr den Beschluß des Raths mittheilen, und ihr ihren hoffnungslosen Zustand schildern. Sie wird Euch auf Euer Wort allein nicht glauben, und zweifelsohne Beweise fordern. Nehmet daher diesen Brief, eigenhändig von dem Könige von England geschrieben, worin er auf meine Bitte (obgleich nichts davon darin steht,) dem Herzog von Braband verspricht, seinem Bruder in einem Kriege wegen der Grafschaften Holland und Zeeland, keinen Beistand zu leisten. Außerdem unterrichtet sie auch von Glocesters Abneigung. Wenn dies Gerücht sich bestätigt, so werde ich Euch bald die Beweise dazu überliefern.«

»Ich werde Eure Befehle pünktlich ausführen, und hoffe, mich der Ehre Eures Vertrauens dadurch würdig zu machen,« sagte Floris von Kyfhoek, dessen Gedanken auf etwas Anderes gerichtet waren.

»Ich verlasse mich auf Euren Diensteifer,« erwiederte der Herzog. — »Ja, ich bin vollkommen mit Euch einverstanden, man kann eine solche Frau, wie Jacoba ist, nicht umsichtig genug behandeln. Deßhalb habe ich auch den Entschluß gefaßt, so lange auf diesem Schlosse zu verweilen, bis ich meinen Zweck vollkommen erreicht sehe, und sie soll von meiner Leibwache streng bewacht werden.«

»Das ist unnöthig, Fürst,« erwiederte der Ritter, welcher diese Maaßregel keineswegs mit seinem Interesse verträglich fand. »Wie könnte es ihr möglich werden, den Schildwachen vorüber, welche die Brücke und das Schloß bewachen, zu entfliehen.«

»Nein, nein; man kann nicht zu vorsichtig sein. Ich habe mich nur zu gut überzeugt, daß meine Wahl zum Schirmvoigt nur Folge der Nothwendigkeit war. Sie hat wahrscheinlich noch Freunde zu Gent, oder unter den Edelleuten selbst, und ich muß deßhalb auf meiner Huth sein. Verfügt Euch sogleich zu ihr, und bereitet sie auf die Unterredung vor, welche ich morgen mit ihr haben werde; sie hat diese Nacht Zeit genug, sich gehörig vorzubereiten, und ich erwarte alsdann eine bestimmte Antwort.«

Der Ritter verbeugte und entfernte sich. Er war Jacoben nicht besonders zugethan, und

würde, wenn er es mit seinem tiefeingewurzelten Hasse gegen alles, was zu den Kabliauen gehörte, hätte in Einklang bringen können, wahrscheinlich vom Interesse fortgetrieben, Herzog Philipps Parthei gewählt haben, doch der Durst nach Rache gegen diese Parthei und andere Absichten hielten ihn davon zurück. Mit einem geheimen Vergnügen erfuhr er die Untreue und Abneigung des Herzogs von Glocester gegen seine Gemahlin. Er beschloß von diesem Augenblicke an, Jacoben mit unermüdlichem Eifer zu dienen und alles für sie zu wagen, um sie durch Dankbarkeit zu fesseln, in welchem Falle die Hoffnung auf ihre Hand, und mit dieser auf ihre Besitzungen, ihm keineswegs unmöglich schienen.

Wie arg wurde Philipp, in der Absicht, einen andern zu betrügen, selbst betrogen. Hätte er den Ritter Floris von Kyfhoek früher genauer gekannt, so würde er ihm wohl nicht so schnell sein Zutrauen geschenkt haben; dieser übertraf ihn in der Kunst zu betrügen und bei weitem in Geschicklichkeit. Der Herzog ging in die Schlinge, welche ihm der Ritter gelegt hatte, und obgleich er nicht leicht Jemandem sein Zutrauen schenkte, so glaubte er in diesem Falle es unbeschadet thun zu können, denn er konnte keineswegs vermuthen, daß von Kyfhoek, von ihm so hoch gehoben, eine hoffnungslose Angelegenheit, wie die der Gräfin, aufnehmen würde; man muß also urtheilen, daß der, welcher erst seit Kurzem nach dem Besitze von Jacobens Erbtheil hin=

zielte, sich keinen richtigen Begriff von der wüthenden Fehde, unter dem Namen der, der Hoecken und Kabliauen bekannt, machen konnte. Er glaubte die Versöhnung beider Partheien möglich, und wußte nicht, daß die geringste Gunstbezeigung, welche der Einen erwiesen wurde, ihm den tödtlichsten Haß, welcher nur durch Blut gesättigt werden konnte, der Andern zuzog; sonst würde er gewiß einem Edelmann, verdächtig, den Hoecken zugethan zu sein, weit aus seinem Bereiche entfernt haben, statt ihn zu seinem Vertrauten zu wählen und ihn mit Gunst zu überhäufen.

Sechstes Capitel.

Sobald die Gräfin sich von der Ermüdung der verflossenen Nacht durch einen erquickenden Schlaf gestärkt hatte, empfing sie von ihrer Kammerfrau die Nachricht, daß der Ritter Floris von Kyfhoek sie um eine Unterredung ersuche. Diese angenehme Nachricht war ihr höchst willkommen, weil sie auf ihn ihre ganze Hoffnung gestützt hatte, und nur zu gut die Unmöglichkeit einsah, ohne seine Mitwirkung den Händen ihrer Verfolger zu entrinnen. — Sie machte sich sogleich zu seinem Empfange bereit, und befahl, ihn zu ihr zu führen.

»Ich komme mit einem wichtigen Geheimnisse,« sagte Floris von Kyfhoek, als er, nach den gebräuchlichen Höflichkeitsformeln, sich höchst theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigt hatte, »und Gott sei Dank, daß ich dessen Überbringer bin. Es geschieht auf Befehl des Herzogs, daß ich noch am heutigen Abend Eure Einsamkeit und Ruhe, deren Ihr vielleicht noch so sehr bedürft, unterbreche.«

»Ihr seid mir, als der einzige Trost in meinem unglücklichen Zustande zu jeder Zeit herzlich willkommen; und der Ritter von Kyfhoek braucht sich nie anders als zu ungewöhnlichen Stunden bei mir melden zu lassen. — Was verlangt der Verräther Philipp von mir?« —

»Bevor ich mich meines Auftrags entledige, fordert es die Vorsicht, Eure Kammerfrau von hier zu entfernen und die benachbarten Gemächer aufs genaueste zu durchsuchen. Die Mauern selbst haben Ohren, und ein einziges Wort würde uns beide ins Verderben stürzen. — Werden Ew. Gnaden es mir erlauben?« —

»Handelt ganz nach Eurem Gutachten, Herr Ritter,« sagte Jacoba. »Ich stimme gern in die Maßregeln mit ein, welche Ihr nothwendig erachtet.«

Floris von Kyfhoek schickte nun die Kammerfrau, welche sich in einem anstoßenden Gemache befand, unter einem schicklichen Vorwande fort, und verschloß sorgfältig das Gemach, durch welches man nothwendig gehen mußte, um in das, worin sich die Gräfin befand, zu gelangen. »Jetzt könnt Ihr

versichert sein, nicht gestört zu werden, und wir können ungehindert mit einander reden.«

Die Gräfin hatte sich inzwischen in einen Armstuhl niedergelassen und einen zweiten für den Ritter in einiger Entfernung hingesetzt; doch dieser machte keinen Gebrauch davon, sondern lehnte sich mit dem Arm auf die Stuhllehne, und war bereit, ihr seinen Auftrag mitzutheilen.

»Setzt Euch, Herr Ritter,« sagte Jacoba, »ich habe diesen Sessel für Euch bestimmt.«

»Haltet zu Gnaden, gnädige Frau, in Gegenwart seiner Gebieterin muß der Diener stehen bleiben.«

Obgleich Jacoba diesen Unterschied nicht verlangte, so fühlte sie sich dadurch im höchsten Grade geschmeichelt, und der Ritter erwarb sich ihre völlige Zuneigung; sie hatte bis jetzt zwar gewünscht, durch die Dazwischenkunft ihres Gemahls oder eines Andern befreit zu werden, um von der Verpflichtung, welche ein solcher wichtiger Dienst erheischte, frei zu sein, doch dachte sie, daß ein Mann, welcher mit so hoher Ehrfurcht für sie und ihr Unglück durchdrungen war, nie es mißbrauchen würde. Der listige Ritter handelte auch in dieser Absicht; er wußte wohl, daß Jacoba unendlich lieber ihrem Gemahl oder irgend einer andern fürstlichen Person ihre Befreiung verdanken möchte, und wollte deßhalb nicht den geringsten Schein auf sich werfen, als wolle er dadurch sich einige Rechte auf ihre Gunst erwerben.

»Ihr seht in mir den Freund und Vertrauten

des Herzogs von Burgund,« sagte der Ritter, »welcher heute durch besondere Gnade von ihm zum Anführer seines Heeres und zum Oberschenk an seinem Hofe ernannt ist.«

»Ihr?« — fragte Jacoba mit Erstaunen und Unruhe.

»Beruhigt Euch, Gräfin,« — erwiederte der Ritter, »selbst wenn er mir eine Königskrone verspräche, würde er mich von Eurer Sache nicht abwendig machen können, welche ich noch mit meinem letzten Athemzuge zu vertheidigen geschworen habe. Ich glaubte jedoch, diese Gnadenbezeugung nicht ausschlagen zu dürfen, denn sein Zutrauen ist mir, Euch zu retten, nothwendig.«

»Bedenkt Ihr wohl, Herr Ritter, daß ich eine Frau bin, nach deren Besitzungen die angesehensten Fürsten trachten, so wie der Habicht nach der Turteltaube, welche man, wenn einmal in Freiheit gesetzt, unablässig verfolgen wird; daß mein Leben ein ununterbrochener Krieg sein wird, da doch hier, am Hofe des mächtigen Herzogs von Burgund, Ehre, Beförderung und Ruhm Eurer warten.«

»Ich verachte seine Gnade,« sagte von Kyfhoek, »ich habe mich mit Euch verbündet, und will für Euch kämpfen. Ich ziehe ein rangloses, dürftiges Leben seiner Gnade vor.«

»Was kann Euch denn so anfeuern, Euch meiner Sache anzunehmen?« fragte Jacoba aufs Höchste erstaunt.

»Darnach fragt Ihr, gnädige Frau?« erwie-

derte der Ritter. »Ich gehöre zu den Hoecken, bin Ritter und Edelmann. Ihr hingegen seid das Schlachtopfer des Unrechts und der schändlichsten Willkühr. — Bleibt mir nun noch Zweifel übrig, welche Parthei ich wählen soll?«

»Ihr seid ein edler Mann,« rief Jacoba betroffen, »ich sehe in Euch einen Freund und Beschützer mir vom Himmel zugesandt, und wenn ich einmal meine Freiheit wieder erlange, dann kann die Vertheidigung meiner Sache nicht besser als Eurer Kriegskunde und Gewandtheit anvertraut werden, und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Jacoba nie vergessen wird, was Ihr für sie gethan.«

»Ich fordere keinen Lohn,« erwiederte der Ritter, »nur Eure Wohlgewogenheit. Ich will Euch jetzt mittheilen, in welcher Absicht der Herzog von Burgund mich zu Euch sendet, und Euch mit seinem Zwecke bekannt machen.«

Er erzählte ihr nun Alles, was heute vorgefallen war, und zuletzt auch des Herzogs Pläne, welche er ihm im Vertrauen mitgetheilt hatte.

»Wie!« rief Jacoba voll Zorn und Abscheu aus, »die Aufrührer sind so schnöde und so vermessen gewesen, meine Ehe gesetzlos und mich zur Regierung untüchtig zu erklären. Philipp von Burgund, der verwegne Sieger, bedient sich der schändlichsten List, mich in seine Schlingen zu ziehen und mich meines rechtmäßigen Erbtheiles zu berauben, und Ihr, Ritter von Kyfhoek, Ihr sogar habt

ihn auf den Gedanken gebracht, sich zum Schirmvoigt dieses Landes aufzuwerfen?«

»Was kümmert es dem Bären, daß die Jäger sich in seine Haut theilen, wenn er ein sicheres Mittel weiß, seinen Nachfolgern zu entrinnen; so braucht es Euch auch nicht zu beunruhigen, daß man Eure Besitzungen einem Andern anweist, da Ihr noch Mittel habt, die Ausführung zu hintertreiben.«

»Und wie könnte ich das?« fragte Jacoba. »Bin ich nicht in den Händen meiner Verfolger? Hat Philipp dieses Schloß doch zu seinem Aufenthalte gewählt, und seine Leibwache bestimmt, mich zu bewachen; wie könnte es möglich sein, meinen Feinden zu entrinnen?«

»Ich kenne Euren Muth, gnädige Frau, und kann Euch die feierlichste Versicherung geben, Euch unter Kurzem in Eure Staaten zurückzuführen. Ich sehe wohl ein, daß es nicht ganz leicht sein wird, aber ich weiß auch, daß ich auf Eure Kühnheit rechnen darf. Über die Ernennung des Herzogs Philipp zum Schirmvoigt, kann ich mich leicht bei Euch verantworten. Erstens hab' ich ihn nicht auf diesen Gedanken gebracht; denn er hatte schon längere Zeit die Absicht, Euch Eures Erbtheils zu berauben; zweitens hat diese Ernennung nur Kraft, so lange Ihr gefangen seid, denn wenn Ihr einmal Eure Freiheit wieder erlangt habt, so werdet Ihr Euch wenig um den Beschluß seines Rathes kümmern. Unterdessen habe ich für den Augenblick seine

Freundschaft und sein Vertrauen dadurch gewonnen, die einzigen Mittel zu Eurer Befreiung.«

»Es ist mir von der größten Wichtigkeit, diesen Ort zu verlassen, wo er mich zu Allem zwingen kann. Jedoch ist meine Sache nicht so ganz hoffnungslos, als Philipp glaubt. Ich habe während der Belagerung von Bergen meinen Gemahl von Allem unterrichtet, und ich bin überzeugt, daß er, von seinem Bruder, dem Könige von England, unterstützt, bald mit einem zahlreichen Heere sich diesen Küsten nähern wird, um das Unrecht zu rächen, welches man seiner Gemahlin zugefügt hat.«

»Der Herzog glaubt das Gegentheil, und hat, ich kann es nicht läugnen, die besten Gründe dazu. Wie ich Euch bereits sagte, er hat mir den Befehl ertheilt, Euch auf eine Unterredung, welche er morgen mit Euch zu halten gedenkt, vorzubereiten und Euch Euren verlassenen Zustand anschaulich zu machen, welches dieses Schreiben beweis't.«

Die Gräfin las das vom König Eduard eigenhändig geschriebene Schreiben, worin dieser dem Herzog Philipp versprach, Jacoben keinen Beistand gegen den Herzog von Braband zu leisten. »O Himmel!« rief sie tief betrübt aus, »vereinigt sich denn Alles, mich ins Unglück zu stürzen, und müssen denn die zartesten Verhältnisse dem Staatsinteresse nachstehn! — Ich will dieses erbärmliche Schreiben dem Kaiser, ja allen Fürsten Europas mittheilen, damit ihre Schande offenbar werde.«

»Wozu würde das nützen, gnädige Frau? das

Staatsinteresse zwingt einen Jeden, seine freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu halten. Das wird Euch nicht zum Troste gereichen; ich will Euch einen bessern Rath ertheilen.«

»Der wäre?«

»Fliehet, von mir unterstützt, aus diesem Schlosse; eilet zu Euren Freunden, den Hoecken, in Holland, stellt Euch an ihre Spitze; erklärt Euren Feinden den Krieg und vertheidigt selbst Euer Recht mit den Waffen in der Hand.«

»Ja, ich will sie selbst bekriegen!« rief die Gräfin begeistert aus, »Thränen sind nur für den Feigen, und Jacoba wird sich nicht der Verzweiflung hingeben. Wenn ich nach Holland zurückgekehrt sein werde, dann ist meine Angelegenheit, wenn Floris von Kyfhoek an der Spitze meiner Kriegsmacht steht, noch nicht hoffnungslos; auch der Herzog von Glocester wird Alles zu unserm Beistand aufbieten. Ich flehe Euch an, verschafft mir nur Gelegenheit, diesen verhaßten Aufenthaltsort zu verlassen, und ich werde Euch beweisen, daß in dieser Brust ein Männerherz schlägt.«

»Ich will hierzu Alles vorbereiten, und darf Euch zuverlässig die Versicherung geben, daß Eure Gefangenschaft keine zweimal vier und zwanzig Stunden mehr dauern soll. Ich beurlaube mich jetzt, gnädige Frau, denn ein längeres Verweilen hier, könnte bei dem Herzoge Verdacht erregen. Ich werde ihm mittheilen, daß ich seinem Befehle gemäß gehandelt habe, Euch aber muthig und standhaft, und

bereit gefunden hätte, Allem zu trotzen; daß Ihr den Beschluß des Rathes mit Verachtung und Gleichgültigkeit angehört, und ihn des Verraths und Aufruhrs schuldig erklärt hättet. Dieser Bericht wird seinen Zorn aufs Höchste steigern, und er wird Euch seinen Zorn gewiß aussprechen, wenn Ihr morgen in seiner Gegenwart in Eurer Meinung beharrt. Bemühet Euch, ihn standhaft zu ertragen; verlaßt Euch auf mich. Floris von Kyfhoek steht Euch treu zur Seite und wird Euer Retter sein.«

»Meine letzte Hoffnung beruhet auf Euch. — Der Himmel segne Eure Bemühungen.«

Der Ritter entfernte sich und verließ die Gräfin von Hoffnung und Furcht geängstigt. Sie war heftig bewegt, als sie über den Beschluß des Raths nachdachte, welcher sie überzeugte, wie viel Feinde sie hatte, ohne Veranlassung dazu gegeben zu haben, und sie weinte eine Thräne über das Betragen ihrer Unterthanen. Floris von Kyfhoek hatte ihr Alles, was über sie verfügt war, mitgetheilt, und dies war nicht geeignet, sie zu ermuthigen, denn, wenn sie auch wieder in Freiheit versetzt, sich wenig um diese Beschlüsse zu kümmern brauchte, so überzeugte sie sich doch nur zu gewiß, daß sie gegen so viele Feinde einen langwierigen und hartnäckigen Kampf zu bestehen habe. Etwas hatte ihr der Ritter verschwiegen, nämlich die Untreue des Herzogs von Glocester, und zwar aus zweifachem Grunde; denn erstens fehlten ihm die Beweise und dies würde ihn bei Jacoben in Verdacht gebracht haben, und

er fürchtete, daß sie seine Absichten errathen möchte; zweitens wußte er, daß diese Nachricht sie furchtbar erschüttern und ihr vielleicht den Muth zu jedem andern Unternehmen rauben würde, welches keineswegs in seinen Plan paßte. Jacoba liebte zwar den Herzog nicht, und ihre dritte Verehligung war, so wie die beiden früheren, nur Folge der Staatsklugheit; aber sie hatte ihre ganze Hoffnung darauf gestützt, und würde es bestimmt nicht gleichgültig betrachten, daß diese so plötzlich in Rauch aufgieng, und diese Verbindung mehr, als die beiden vorhergehenden ihr zu einem Quell von Widerwärtigkeiten würde.

Floris von Kyfhoek begab sich sogleich zu seinem Gebieter, um ihn, der Abrede mit der Gräfin gemäß, von ihrer Unbeugsamkeit in Kenntniß zu setzen. Was er erwartet hatte, ereignete sich; Philipp brach in Zorn aus, als er erfuhr, daß sie den Beschluß des Raths mit Gleichgültigkeit und Verachtung, aber keineswegs mit Betrübniß vernommen habe. »Sie soll zu Kreuze kriechen, die Trotzige!« rief er heftig aus. »Sie soll sich in meinem Willen fügen, oder wir werden Mittel ausfinden, sie zu zwingen; sie soll schnell den Muth verlieren, wenn sie einsieht, daß Widerstand nichts helfen kann. Nicht morgen, sondern sogleich will ich mit ihr reden.«

Da Floris von Kyfhoek fürchtete, daß die Gräfin auf diesen unerwarteten Besuch nicht vorbereitet, aus Furcht vor Gewalt einwilligen möchte,

bemühte er sich, den Herzog von diesem Vorhaben abzubringen, indem er ihm anschaulich machte, daß nach der Zwiesprache, welche er mit ihr gehabt, es besser wäre, ihr Zeit zum Überlegen zu lassen; doch umsonst. Philipp hitzig und aufbrausend, war der Mann nicht, sich von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, abbringen zu lassen. »Keine Secunde Verschub wird ihr bewilligt,« sagte er; »sonst würden wir unsern Zweck verfehlen, — die Augenblicke sind kostbar. Ihr, Ritter von Kyfhoek, erwartet mich hier. Vielleicht bedarf ich noch Eures Dienstes.«

Er begab sich in ein anderes Gemach und befahl seinem Bedienten, ihm Schreibgeräth zu bringen; ungefähr eine Viertelstunde war er dort beschäftigt, worauf er sich nach den Gemächern begab, wo Jacoba gefangen gehalten wurde. —

Siebtes Capitel.

Jacoba erschrack nicht wenig, bei diesem unerwarteten Besuch, und des Herzogs kalten trotzigen Blicke verkündeten ihr genugsam, daß er nicht sehr angenehm sein würde.

»Ich habe mich hierher verfügt, um mit Euch von Staatssachen zu reden,« sagte er in einem gleichgültigen Tone und setzte sich in den Lehn-

stuhl, welchen sie für Floris von Kyfhoek bestimmt hatte; »nehmet neben mir Platz, denn die Angelegenheiten leiden keinen längern Aufschub.«

»Ich habe fest geglaubt, daß es dem Herzog von Burgund, welcher am Hofe der Könige von Frankreich auferzogen wurde, nicht möglich sein würde, die Ehrerbietung gegen eine Frau, — gegen eine Fürstin so sehr zu vergessen, daß er sich Rechte anmaßt, welche sich kaum mein Gemahl erlauben würde.«

»Von welchem redet Ihr?« fragte Philipp spöttisch auf das Wort Gemahl anspielend.

Jacoba erröthete über diese Hindeutung auf ihren einzigen Fehler, obgleich noch Manches zu dessen Entschuldigung hätte gesagt werden können; doch sich stellend, als verstehe sie es nicht, antwortete sie; »den, welcher unangemeldet in mein Gemach tritt.«

»Ihr vergeßt, gnädige Frau, daß Ihr nicht an Eurem Hof zu Bergen, sondern auf dem Schlosse zu Gent meine Gefangene seid.«

»Eure Gefangene und mit welchem Rechte?« fragte Jacoba hitzig.

»Ihr habt Euren Gemahl gesetzwidrig verlassen und seid bemüht gewesen, indem Ihr eine andere Verbindung einginget, ihn seines Ranges und seiner Besitzungen, welche ihm durch seine Verehligung mit Euch zufielen, zu berauben. Wenn nun auch diese Verbindung durch das Oberhaupt der Kirche und allen Fürsten Europas als unerlaubt angenommen

wurde, so verwickelt sie doch die Unterthanen der schon vertheilten Besitzungen, welche unter Eure Herrschaft gehören, aufs Neue in einen endlosen Krieg. Ihretwegen und ihnen zum Nutzen wollen wir einem Solchen zuvorkommen, und erachten es deßhalb nothwendig, Euch in sichern Gewahrsam zu bringen, als das beste Mittel, indem wir die Ursache wegschafften, unsern Zweck zu erreichen.«

»Vortrefflich, auf diese Weise weiß der Herzog von Burgund seinen Vortheil mit dem Mantel der Großmuth zu bedecken,« antwortete Jacoba in einem spottenden Tone. »Was kümmert es Euch, ob meine Grafschaften getheilt sind, oder ob meine Unterthanen in Frieden oder Krieg leben?«

»Viel, sehr viel. — Euer gesetzmäßiger Gemahl, der Herzog Johann von Braband, hat meine Hülfe in Anspruch genommen und fordert, daß ich seine Rechte unterstützen soll. Seine Angelegenheit ist der Art, daß ich es ihm nicht abschlagen kann. Ich habe beschlossen, als Schiedsrichter zwischen Ihm und Euch aufzutreten und kann nicht anders, als Euch Unrecht geben, — und nicht ich allein, sondern auch alle Eure Unterthanen. Der Ritter Floris von Kyfhoek wird Euch zweifelsohne den Rathsbeschluß mitgetheilt haben.«

»Wer sind die Vermessenen, welche es gewagt haben, über ihre gesetzmäßige Fürstin ein Urtheil zu fällen?« sagte Jacoba; »ein Haufen Aufrührer von der Parthei der Kabliauen, welche Ihr deßhalb zu Euch überzuholen vermochtet; doch sie sollen ge-

züchtigt werden, die Verräther, das schwöre ich beim Himmel!« —

»Ihr schmeichelt Euch mit einer eitlen Hoffnung, — der Ritter von Kyfhoek hat Euch bestimmt von meinem Bündnisse mit dem Könige von England unterrichtet.«

»Ja, ich weiß es, wie man von allen Seiten sich zu meinem Verderben vereinigt, und mich, eben so unrechtmäßig als keck, meines gesetzmäßigen Erbtheils zu berauben sucht; doch Jacoba ist noch nicht ohne mächtige Blutsverwandte und Freunde. Wenn auch von dieser Seite alle Hoffnung geschwunden sein sollte, dann vertraue ich auf des Kaisers Schutz.«

»Ihr habt gesehen, in wie fern Ihr darauf rechnen konntet, als Euer Oheim, der Bischof von Braband, nach Euren Besitzungen trachtete. Doch genug hiervon, es ist keineswegs meine Absicht, Euch zu entmuthigen, und ich will Euch beweisen, daß die Anspielung, als trachte ich nach dem Oberbefehl dieser Länder, keineswegs auf mich anzuwenden ist. Ich will im Gegentheil zu Eurem Vortheil wirken, und Euch einen Vorschlag machen, woraus Ihr ersehen sollt, daß Ihr allein in mir einen wahren Freund besitzt, welcher ein nachsichtiger Richter zwischen Euch und Eurem Gemahl sein will, und von Eurem Unglück bewogen, statt Euch tiefer hinein zu verwickeln, vielmehr als Beschützer Euch dienen will.«

»Dann hätte ich Euch mit Unrecht falsch be-

urtheilt, und muß Euch in diesem Falle um Verzeihung bitten,« antwortete Jacoba, des Ritters Worte eingedenk, welcher ihr ganz besonders anempfohlen hatte, durch Nichts an den Tag zu legen, daß sie von des Herzogs Absichten unterrichtet wäre. »Dann sehe ich in Euch keinen stolzen Sieger, welcher den Herzog von Braband gegen mich aufwiegelt, sondern einen Freund und Bundesgenossen.«

»Beides will ich sein. — Höret mich nur an: Ihr wißt, daß Ihr von Euren Unterthanen zur Regierung unfähig erklärt wurdet. Ihr betrachtet dies als ein gesetzwidriges Verfahren, doch mit Unrecht; Eure eigenen Unterthanen haben dieses Urtheil gefällt. Es ist möglich, daß Ihr noch Freunde habt, welche für Eure Sache kämpfen wollen, aber vergleichet deren Zahl mit der Eurer Feinde; der Herzog von Glocester kann nicht helfen, und der Kaiser will nicht. Es wäre Thorheit zu bestreiten, daß Eure Sache nicht ohne alle Hoffnung wäre, doch Philipp ist nicht so unedel, davon Gebrauch zu machen, und sich mit Gewalt Eure Grafschaften anzueignen.«

»Ich habe Euch stets als meinen bittersten Feind betrachtet,« sagte Jacoba, »allein Euer Betragen sagt mir das Gegentheil. Ich brenne vor Ungeduld, daß Ihr mir Beweise liefert, und zugleich auch zu erfahren, warum Ihr mich, als eine gemeine Verbrecherin in der Nacht auf dies Schloß bringen ließet?«

»Darin genügte ich dem Wunsche des Herzogs von Braband; — doch hierüber späterhin. Ihr kennt jetzt den Beschluß Eurer Unterthanen und werdet Euch überzeugen, daß es wenig Mühe kosten würde, mich demzufolge der Obergewalt zu bemächtigen. Johann von Braband besitzt nicht Macht genug, seine eigenen Angelegenheiten zu verfechten und ist außerdem mir unterworfen. Doch bin ich weit entfernt, in diesen Beschluß mit einzustimmen, und bereit, Euch im Gegentheil als gesetzmäßige Gräfin anzuerkennen, und im Besitze Eurer Grafschaft zu lassen, jedoch unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?« fragte Jacoba.

»Daß Ihr diesen Brief eigenhändig abschreibt und unterzeichnet. Ich werde die Schirmvoigtei, warum Ihr mich ersucht annehmen, und Ihr seid dadurch von jeder Unbilde von Seiten Eures Gemahls gesichert.«

Er übergab ihr nun ein Schreiben, worin sie ihren hoffnungslosen Zustand offenbarte, und um Hülfe und Schutz gegen den Herzog von Braband ersuchte.

»Höchst sonderbar,« sagte Jacoba spöttisch lächelnd, nachdem sie dies Schreiben gelesen hatte. »Ihr verlangt von mir, daß ich bei dem, welcher mich unterdrückt, Schutz suchen soll.«

»Keineswegs, gnädige Frau, — Ihr müßt bedenken, daß ich hier nur das Werkzeug Eures Gemahls bin.« —

»Ich erkenne nur einen Beschützer, — nämlich den Herzog von Glocester.«

»Der ist machtlos,« erwiederte Philipp; »und wenn auch die ganze Kriegsmacht Königs Eduards ihm zu Gebote stände, so hättet Ihr von dieser Seite nichts zu hoffen. Der Herzog von Glocester wünscht nichts lieber, als daß seine Verbindung mit Euch, vom Papste für ungesetzlich erklärt würde. Er huldigt einer andern Frau und wünscht nichts sehnlicher, als sie zu seiner Gemahlin zu erheben.«

»Nun zeigt Ihr Euch in Eurer wahren Gestalt, und scheuet kein Mittel, so niedrig und schändlich es auch sein möge, Euren Zweck zu erreichen;« sagte Jacoba im höchsten Unwillen, »doch das schändlichste Laster findet bei mir keinen Zugang. — Dies ist die Antwort.«

Bei diesen Worten zerriß sie das Schreiben und warf es ihm vor die Füße.

»Vermessene!« rief der Herzog zornig, »also lohnet Ihr meine Güte? Ihr vergeßt, daß Ihr in meiner Gewalt seid, doch ich werde es Euch mit Nachdruck vergelten, und Euch bald den wenigen Muth nehmen, welchen meine zu große Nachgiebigkeit Euch verlieh. Heda, Leibwache!«

Ein Hauptmann und einige Mann von der Leibwache des Herzogs, erschienen in dem Saale. »Führet diese Frau an den Ort, welchen ich Euch anweisen werde,« sagte er zu dem Hauptmann, »und schickt einen Eurer Soldaten zu dem Schloß-

voigte, daß er Euch den Schlüssel zu dem schlechtesten Kerker im Thurme einhändige.«

»Verräther!« rief Jacoba, »was willst Du mit mir beginnen?«

»Euch einen andern Aufenthaltsort anweisen, um Euren Stolz desto eher zu beugen.«

»Nie werde ich mich von hier entfernen,« sagte Jacoba in einem festen Tone. »Du sollst dem Kaiser dereinst Rechenschaft geben von der Gewalt, welche Du Dir über mich anmaßest.«

»Kehrt Euch an nichts, — schleppt sie im Guten oder mit Gewalt fort,« rief der Herzog seinen Trabanten nachdrücklich zu. —

»Jacoba widersetzte sich einen Augenblick den Soldaten, welche dem Befehle ihres Gebieters gehorsamten, doch wich endlich der Übermacht, — »O Gott!« rief sie in Verzweiflung aus, — »Du siehst dies an und zerschmetterst diesen Bösewicht nicht in deinem Zorne?«

Das Unnütze eines jeden Widerstandes einsehend, folgte sie nun freiwillig den Soldaten, welche sie auf Befehl des Herzogs, über verschiedene Gänge, in einen abgelegenen Winkel des Schlosses brachten. Er selbst blieb, bis der Soldat mit den Schlüsseln zurückkehrte.

»Die Schlüssel zum Thurme und des unterirrdischen Verließes an der linken Seite, Fürst,« sagte der Soldat, indem er ihm ehrerbietig die Schlüssel überreichte. »Der Schloßvoigt läßt fragen, ob Ihr seiner Hülfe bedürftet.«

»Nein, — folgt mir,« sagte der Herzog, und folgte in Gedanken versunken, seiner Leibwache auf demselben Wege, worauf sie Jacoba geführt hatten.

Achtes Capitel.

Der eine Winkel des Schlosses bildete einen starken Thurm, dessen furchtbar dicke Mauern der Ewigkeit zu trotzen schienen, obgleich die alles zerstörende Zeit mit Hülfe der Nachkommen ihn zernichtet haben. Unter diesem Thurme befand sich ein unterirrdischer Kerker, welcher zum Gefängnisse für schwere Verbrecher oder andere unglückliche Schlachtopfer bestimmt war. Seit dessen Erbauung war dieser Aufenthaltsort in das dichteste Dunkel verhüllt, denn auch nicht die geringste Oeffnung, wodurch das wohlthätige Tageslicht dem Unglücklichen einigen Trost gewährt hätte, war zu finden. — Man befand sich darin so zu sagen lebendig in einem Grabe, von aller Welt getrennt, und nur die Besuche des Kerkermeisters, welcher zur festgesetzten Zeit die nothdürftige Nahrung brachte, erinnerte den Gefangenen, daß außerhalb auch noch Menschen lebten. — Dieser scheußliche Aufenthaltsort, sollte fortan der edlen Jacoba zur Wohnung dienen.

Philipp von Burgund hatte bestimmt nicht die Absicht, Jacoba auf die Dauer so schändlich zu mißhandeln, und man darf es von seiner Seite nur als eine Drohung ansehn, um dadurch schneller, und bevor die Gräfin Hülfe erlangte, sein Ziel zu erreichen, welches jedoch durch die Dazwischenkunft des Ritters von Kyfhoek vereitelt wurde.

Am Fuße des Thurmes befand sich ein großes Portal, und an dessen Ende eine Wendeltreppe, welche durch ihre Krümmungen nach dem unterirrdischen Aufenthaltsorte führte. In diesem Portale befand sich Jacoba von Baiern, bleich und mit entstelltem Gesichte, von der Leibwache des Herzogs, ihres Verfolgers, umringt.

Dieser erschien bald mit einer Leuchte und den Schlüsseln zu dem für die Gräfin bestimmten Kerker. Er näherte sich Jacoben mit dem Lichte, um auf ihrem Antlitze den Eindruck seiner Drohungen zu entdecken. Jacoba hatte bei seiner Zurückkunft ihre ganze Fassung wieder erlangt; sie wußte ihre innere Gemüthsbewegung vollkommen zu verbergen, und er fand sie ruhig, gelassen und bereit, Allem zu trotzen.

»Nun, gnädige Frau,« sagte Philipp, von so vieler Standhaftigkeit überrascht, »noch steht es in Eurer Gewalt, zwingt mich nicht zum Äußersten.«

»Ich fürchte nichts,« sagte Jacoba mit fester Sprache, »setzet nur Eure Mißhandlungen fort, einst werde ich wieder frei sein und dann sollt Ihr mir Rechenschaft geben.«

»Ihr hofft vergebens auf Freiheit. Flucht aus

diesem Kerker, ist ganz unmöglich, und vor Verrath sind wir sicher, denn meine Leibwache wird Euch hier bewachen.«

»Wenn Du mich auch bedroheteſt, mir den Kopf abschlagen zu lassen, so würde ich nie meine Zustimmung geben, daß Du gemeiner Räuber mich meines gesetzlichen Eigenthums beraubtest!« rief Jacoba aus. »Warum zögerst Du noch, mir das Leben zu nehmen? Das Amt eines Henkers steht Dir besser an, als das Verfahren eines Edelmannes.«

»Ihr Alle seid Zeugen des Eures Fürsten zugefügten Hohnes,« rief der Herzog wüthend. »Fort mit ihr, Sie hat sich eines jeden Anspruchs auf meine Milde verlustig gemacht.«

»Ihr Alle seid Zeugen, daß die schnödeste Mißhandlung mich hierzu zwang, und daß nur das himmelschreiendste Unrecht mich dahin gebracht hat,« rief Jacoba, während des Herzogs Soldaten sie mit Gewalt von der Treppe herab drängten.

»Da ist die Leuchte und der Schlüssel,« sagte Philipp zu dem Hauptmann, »verschließt sorgfältig die Thür und bringt mir den Schlüssel zurück. Dann stellt eine Schildwache vor die Thür, und unten unterm Portale soll eine Hauptwache aufgestellt werden, welche alle vier und zwanzig Stunden abgelöst werden soll. Niemandem sei es erlaubt, sich ihr zu nähern, als dem, welcher Euch als von mir dazu berechtigt, meinen Siegelring vorzeigt.« —

Darauf sprach er noch im Geheimen einige Worte mit dem Hauptmann, wonach er sich ent-

fernte, denn er wollte kein Zeuge des nun folgenden Auftritts sein. Sein Gewissen klagte ihn wegen des der Gräfin zugefügten Unrechts an, und Jacobas Standhaftigkeit, statt seinen Zorn noch mehr anzuregen, erfüllte ihn vielmehr mit Ehrfurcht. Philipp war keineswegs unedel, aber seiner nicht zu sättigenden Habsucht mußte Alles nachstehen, und wenn diese mit im Spiele war, dann vergaß er die Pflichten eines Edelmannes, und vernichtete ungestüm Alles, was sich ihm darbot.

Jacoba war inzwischen von den Trabanten des Herzogs, bis vor die Thür des ihr bestimmten Aufenthaltortes, so zu sagen fortgeschlept worden, denn ihr entschwanden Kraft und Muth, als sie des Herzogs letzte Worte, welche ihr allem Anscheine nach jedes Mittel zur Flucht raubte, vernahm. Der Hauptmann schloß die Thür auf und zeigte der Gräfin den Ort ihrer Bestimmung, von wo aus ihr die dunkelste Nacht entgegen grinste. Jacoba stieß unwillkührlich einen Schrei aus, als sie hineingetreten war und beim Lichte der Laterne die steinerne Bank, das einzige Hausgeräth, wenn es anders so genannt werden kann, entdeckte. Trotz aller Kraftanwendung war es ihr beinah nicht möglich, ihre Thränen zurückzuhalten; tief erschüttert wankte sie auf die Bank zu und warf sich darauf nieder, indem sie ihr Antlitz mit den Händen bedeckte, damit der Hauptmann, welcher sie vorsätzlich unverschämt anstarrte, ihren innern Zustand nicht entdeckte und ihr feuchtes Auge ihm verborgen bliebe. —

»Ich werde Euch sogleich die Nahrungsmittel, Brod und Wasser, welche den Gefangenen dieses Verließes zukommen, darreichen lassen,« sagte der Hauptmann, »bis der Herzog anders bestimmen wird. Habt Ihr noch Etwas Sr. Hoheit zu berichten?«

»Sage Deinem Herrn, Sclav! daß das Erbärmliche dieses Gefängnisses nicht vermocht hätte, mir den Muth zu nehmen, und daß Jacoba hier nicht minder ihre Beharrlichkeit bewahren wird als zuvor.«

»Ich werde ihm diese Antwort treu überbringen, und ihm zugleich berichten, daß Ihr vergebens Euch bemühet hättet, Eure Betrübniß zu beherrschen.«

»Meine Betrübniß!« rief Jacoba stolz, »bin ich so tief gesunken, aus dem Munde eines so gemeinen Menschen als Du bist, eine solche Bemerkung hören zu müssen? Du sowohl als Dein ehrloser Gebieter sollt mir dereinst Rechenschaft davon ablegen.« —

Der Hauptmann lachte spöttisch, warf einen Blick auf die Gräfin, und darauf auf die Mauern des Kerkers, gleichsam als wollte er dadurch ihre Ohnmacht andeuten. Jacoba fühlte das Richtige dieser Bemerkung, seufzte tief und verbarg ihr Haupt wieder in ihre Hände.

»Ihr beharrt also noch immer auf Euren Gesinnungen?« fragte der Hauptmann, »und ich kann dem Herzoge nur Eure Halsstarrigkeit berichten.«

Jacoba gab ihm ein Zeichen mit der Hand sich zu entfernen, welchem er gern Folge leistete.

Die Thür ihres Kerkers, schlug er, auf ihren Angeln knarrend, hinter sich zu, und bald hörte sie nichts mehr, als das eintönige Geräusch der abgemessenen Schritte der Schildwache, welche sie bewachte.

Die Wache unter dem Portal war eine Vorsichtsmaßregel des Herzogs, welcher befürchtete, daß Jemand von seinen Höflingen, vom Schicksale der Gräfin unterrichtet und davon gerührt, oder aus andern Beweggründen, ihre Befreiung versuchen möchte. Die Schildwache vor ihrem Gefängnisse war eigentlich durchaus unnütz, da Niemand außer vor der Wache vorüber, welche in dem Thorwege des Thurms aufgestellt war, zu ihr gelangen konnte. Doch diese war von dem Herzoge nur aufgestellt, um die Gräfin zu beobachten; denn er hatte die Absicht, wenn sie sich der Trauer zu sehr hingeben sollte, ihre Lage einigermaßen zu mildern, und zugleich diesen Augenblick zu benutzen, um seinem Ziele näher zu kommen.

Jacoba war ohne Zweifel eine muthige, standhafte Frau, aber doch immer eine Frau, und hätte man sich wundern dürfen, wenn sie in ihrem gegenwärtigen Zustande den Muth verloren hätte. Sie, aus fürstlichem Blute entsprossen, noch unlängst von allem Glanze ihrer Würde umringt, war nun der schnödesten Mißhandlung, gleich einer gemeinen Verbrecherin, preisgegeben, der Willkühr ihrer Feinde überlassen, ohne daß irgend Jemand ihrer Blutsverwandten sich um sie gekümmert hätte; selbst nicht

der Mann, welcher durch die zartesten Banden mit ihr vereinigt war. Hierzu kam noch, daß das Vertrauen auf Floris von Kyfhoek, jetzt ganz verschwand, denn sie war überzeugt, daß Niemand als der Herzog sich ihr nähern dürfte; auch wenn der Ritter in seinem Namen zu ihr gesendet würde, wie konnte es ihm möglich werden, ihre Wächter zu hintergehn? — Hierzu gesellte sich noch das Gefühl ihres Elendes, und wer wird sich noch wundern, wenn wir sagen, daß einzelne Male die Verzweiflung sich ihrer völlig bemeisterte, und ihr Schluchzen und Angstgeschrei zuweilen herzzerreißend durch das Gewölbe ihres Kerkers drang und schauerlich wiederhallte. Dies war, ohne daß sie es ahnen konnte, die erste Ursache zu ihrer Befreiung, denn der Soldat, welcher von seinem Posten abgelöst wurde, meldete es seinem Hauptmanne, welcher sogleich den Herzog davon in Kenntniß setzte.

Neuntes Capitel.

Philipp begab sich sogleich, nachdem er die Gräfin verlassen hatte, in das Gemach, wo Floris von Kyfhoek, zufolge seiner Befehle, seine Rückkehr erwartete. Der Ritter hatte von dem, was während dieser kurzen Zeit sich mit der Gräfin zuge-

tragen hatte, nichts erfahren, und brannte vor Ungeduld, zu wissen, welche Folgen die Zusammenkunft des Herzogs und der Gräfin gehabt hätten; aus des Herzogs Zügen konnte er lesen, daß sie nicht nach Wunsch ausgefallen war. Philipp trat schweigend in das Gemach, blickte unruhig um sich her, gleich einem Menschen, welcher sich selbst eine begangene Missethat vorwirft, und vollkommen das Drückende davon fühlt. »Sie ist selbst die Ursache ihrer Trübsalen,« sagte er, als wolle er damit sein Betragen entschuldigen und sich selbst rechtfertigen. »Sie hat durch ihre Widerspenstigkeit vollkommen ihr Schicksal verdient.«

»Wie es mir scheint, Fürst, so entsprach die Unterhaltung, welche Ihr mit der Gräfin hattet, keineswegs Eurer Erwartung.«

»Sie hat mich aufs äußerste gereizt, und mag nun dafür büßen.«

Und was haben Ew. Gnaden beschlossen?« fragte Floris von Kyfhoek, welcher seine brennende Neugierde kaum verbergen konnte.

»Mein Beschluß ist bereits vollzogen, man hat sie auf meinen Befehl, und so lange bis sie gehorsamt, in das unterirrdische Verließ unter dem Thurme geworfen.«

»Unter dem Thurme!« erwiederte Floris von Kyfhoek mit sichtlicher Unverstelltheit. »Fürst, ist es mir vergönnt, ohne den Verdacht der Gräfin zugethan zu sein, auf mich zu laden, bei Euch vermittelnd für sie aufzutreten?«

»Ihr habt mir Beweise gegeben, daß Ihr mein Zutrauen verdient.«

»Fürst! ich rede nicht nur zum Besten der Gräfin, sondern auch zu dem Eurigen. Nur Leidenschaft konnte Euch verleiten, Jacoba, so wie Ihr thatet, zu behandeln; aber ich frage Euch, habt Ihr dazu das Recht? Werdet Ihr zu seiner Zeit Euch darüber verantworten und Euer Gewissen beschwichtigen können? Sie ist zur Regierung unfähig und die Ursache der Uneinigkeit in ihren Grafschaften; hiervon überzeuge ich mich; aber verdient sie deßhalb, wie eine gemeine Verbrecherin behandelt zu werden? — Wäret Ihr ein Tyran, so würde ich mich wohl hüten, diese Bemerkung zu machen; aber Ihr seid ein braver, edler und einsichtsvoller Fürst, und ich habe daher beschlossen, freimüthig zu reden, da es meine Pflicht ist, sowohl Eure Ehre, als auch Euer Interesse vor Augen zu haben.«

»Eure Sprache gefällt mir, und ich freue mich, in Euch einen Freund gefunden zu haben, der stets die Sprache der Wahrheit und nicht die der Schmeichelei, welche so manches Fürsten Verderben herbeiführt, zu mir reden wird. — Ich gestehe es, daß ich mit der Gräfin, von Leidenschaft verführt, ein wenig streng verfuhr. — Es liegt jedoch keineswegs in meinem Plane, sie zu mißhandeln, und was geschehen ist, soll nur eine Bedrohung sein. Sie betrug sich, ich muß es gestehen, standhaft, und täuschte meine Erwartung; aber ich hoffe noch immer, daß sie von dem Übermaß der Leiden zu Boden ge-

drückt, nachgeben wird, und sie müßte keine Frau sein, wenn ich mich darin täuschte. Beharrt sie aber in ihrer Weigerung, dann werde ich ihr einen bessern Aufenthaltsort im Thurme anweisen, doch das Leben muß ihr nicht zu bequem eingerichtet werden, sonst erreiche ich nie meinen Zweck. Ich habe vor die Thür ihres Kerkers eine Schildwache gestellt, welche die geringsten ihrer Bewegungen genau beobachten muß. Ich zweifle nicht, daß sich bald die Verzweiflung einstellen wird, und dann müssen wir wieder den Augenblick benutzen, ihr von neuem die Freiheit anzubieten. Wenn ich mich hierin täuschen sollte, — dann werde ich ihr morgen einen andern und bessern Aufenthaltsort im Thurme anweisen, wo sie alsdann von meiner Leibwache streng bewacht, so lange bleiben wird, bis sie meinem Verlangen Genüge leistet.«

»Von Eurer Leibwache?« fragte der Ritter von Kyfhoek. »Wie könnte es ihr wohl möglich werden, aus diesem festen Schlosse zu entfliehen?«

»Es wird sich zu jeder Zeit Jemand finden, welcher von Interesse geleitet, Etwas für ihre Sache wagen wird, daher habe ich beschlossen, von jetzt an diese Maßregel in Anwendung zu bringen.«

Floris von Kyfhoek erschrack, als er diesen Beschluß vernahm, welcher so gänzlich seinen Plan, die Gräfin zu befreien, vereitelte. Er war jedoch der Mann nicht, welcher so schnell den Muth sinken ließ. Von dem zuerst gefaßten Plane mußte er freilich abstehen, aber sein Verstand würde ihm, wie er

hoffte, bald ein anderes Mittel an die Hand geben, obgleich er die Beschwerlichkeiten der Ausführung recht gut einsah.

Während der Herzog noch mit dem Ritter sprach, wurde der Hauptmann der Leibwache, welcher Jacoba bewachte, angemeldet, und Philipp von Burgund, neugierig Etwas zu erfahren, gab Befehl ihn vorzulassen. »Fürst!« sagte der Hauptmann, »ich bringe Euch Eurem Befehl gemäß den Schlüssel zu der Gräfin Gefängniß — sie ist mit dem Nothwendigen versehen.

»Wie befindet sie sich?« fragte der Herzog.

»Nicht zum Besten, Ew. Gnaden. — Ihr Muth und ihre Standhaftigkeit ist gewichen. Der Soldat, welcher vor ihrem Kerker aufgestellt war, berichtete mir, daß sie ununterbrochen laut schluchzte und über die Treulosigkeit ihrer Freunde und über ihr Unglück laut klagte. Ich verfügte mich sogleich zu ihr; weil ich Eurem Befehle gemäß sie noch mit Wasser und Brodt zu versehen hatte. Sie schien zwar ruhiger bei meiner Ankunft, aber sie vermochte es nicht, den Lauf ihrer Thränen zu hemmen. Ich sagte ihr, daß ich Euch den Schlüssel ihres Kerkers zu überbringen hätte, und fragte sie, ob sie auch Etwas zu berichten habe.«

»Und was antwortete sie?«

»Sie machte zwar eine abweisende Bewegung mit der Hand, doch auf eine Weise, wie es mir schien, welche vielmehr ihr Verlangen zu erkennen gab; obgleich ihr Stolz sie verhinderte, dies Verlangen auszusprechen.«

»Schon genug,« erwiederte der Herzog, indem er ihm einen Wink gab, sich zu entfernen.

Philipp schritt, nachdem der Hauptmann sich entfernt hatte, mehrmals mit großen Schritten im Gemache auf und ab; endlich näherte er sich Floris von Kyfhoek und sagte: »Ritter, die Zeit ist erschienen, nochmals einen Versuch zu machen, um unser Ziel zu erreichen, und Euch will ich damit beauftragen. Schildert ihr noch einmal mit lebhaften Farben die Folgen einer Weigerung. Hier ist das Schreiben, welches zu unterzeichnen ich von ihr verlange. Es kommt mir vor, als wenn sie in meiner Gegenwart wieder neuen Muth an den Tag legen wird, welchen sie doch eigentlich nicht besitzt, vielleicht wird sie gegen Euch nachgiebiger sein. Beherzigt mein Interesse, so wie ich es von Euch erwarte; Ihr wißt, wie viel mir daran gelegen ist. — Gelingt es Euch, dann erwartet Eurer die glänzendste Belohnung für den mir geleisteten Dienst.«

»Ich zweifle nicht daran, und darf Euch im Voraus einen glücklichen Ausgang versprechen, wenn Ihr mir unumschränkte Vollmacht ertheilt, nach Gutbefinden zu handeln.«

»Die habt Ihr, und zum Beweis meinen Siegelring, welcher Euch freien Zugang bei ihr gestattet. Ich habe noch einige Geschäfte; theilt mir heute Abend den Erfolg Eurer Sendung mit.«

Herzog Philipp entfernte sich, und verfügte sich in den Audienzsaal des Schlosses, wo seine Hofleute und Officiere ihn erwarteten, um seine Befehle

entgegenzunehmen. Auch Floris von Kyfhoek entfernte sich, um den ihm aufgetragenen Befehl auszuführen. —

Ohne des Herzogs Siegelring, würde es dem Ritter nicht möglich gewesen sein, Jacoba zu befreien. Doch dieser konnte ihm jetzt nicht helfen; der Hauptmann der Wache hatte zwar den Befehl, denjenigen, welcher des Herzogs Siegelring vorzeigte, ungehindert zur Gräfin zu lassen, aber für ihre Person bürgte er mit seinem Leben. Dennoch hoffte Floris von Kyfhoek, das ihm geschenkte Vertrauen, zu ihrer Befreiung zu benutzen. »In des Himmels Namen, jetzt oder nie,« sagte er bei sich selbst, als er den Plan dazu entworfen hatte. »Ich sehe wohl ein, es gehört Kühnheit dazu, doch durch längeres Zögern könnte es leicht zu spät werden. Die Gräfin wird unter dem Übergewicht ihrer Leiden erliegend ihre Zustimmung geben, und dann ist Alles verloren. — Es ist wahr, ich wage meinen Kopf und stürze sie ins Unglück, wenn wir entdeckt würden, — aber außerdem ist auch Alles verloren! — Noch nie gebrach es Floris von Kyfhoek an Muth, auch diesmal wird er nicht wanken!«

Nachdem er sich zuvor mit einem langen Dolche bewaffnet hatte, begab er sich nach dem Gefängnisse der Gräfin, wozu ihm nach Vorzeigung des herzoglichen Siegelringes sogleich der Zugang gestattet wurde. Er fand die Gräfin in tiefe Trauer versunken, und sie versuchte nicht, wie früher, sich bei Jemandes Annäherung gefaßt zu zeigen. Sie

hatte eine sitzende Haltung angenommen, und ließ das Haupt in ihren Händen ruhen. — »Warum stört man mich wieder in meiner Ruhe?« sagte sie, indem sie einen Blick auf den Hereintretenden fallen ließ, welchen sie bei dem unsichern Lichte der Leuchte für den Herzog von Burgund hielt.

»Ich komme im Namen des Herzogs von Burgund, um einen Augenblick mit Euch über Staatssachen zu reden,« sagte der Ritter.

»Himmel! ist es möglich,« rief Jacoba freudig sich erhebend und ihm die Hand drückend; »seid Ihr es mein viel . . . . . .«

»Um Gottes willen, redet leise, gnädige Frau,« erwiederte der Ritter, durch diesen Ausbruch der Freude in die höchste Verlegenheit gebracht. »Ein einziges Wort über unser Einverständniß, und wir sind beide verloren.«

»Ach, Ihr müßt es mir verzeihen,« sagte Jacoba mit leiser Stimme: »Kann meine Freude, da wo es in meinem hoffnungslosen Zustand mir vergönnt ist, die Hand eines Freundes zu drücken, Euer Erstaunen erregen?«

»Nein, Fürstin, ich überzeuge mich; viel, sehr viel habt Ihr gelitten, doch wir wollen hoffen, daß das Ende nahe ist.«

»Nahe?« fragte die Gräfin freudig und erstaunt.

»Wenigstens wollen wir es versuchen,« sagte leise der Ritter. »Die Zeit zum Handeln ist erschienen und wir müssen uns beeilen. Zuvor müßt Ihr wissen, daß ich auf des Herzogs Befehl hier erscheine,

um nochmals einen Versuch zu machen, Euch zur Unterzeichnung dieser Schrift zu vermögen. Er hofft, Euch jetzt dahin gebracht zu haben, daß Ihr bereitwillig beistimmt. Ich brauche Euch meine Meinung hierüber nicht mitzutheilen, und es wird genügen, wenn ich Euch sage, daß ich zu Eurer Befreiung hierher gekommen bin.«

»Ist denn Möglichkeit dazu vorhanden?« fragte Jacoba. »Wißt Ihr, wie sorgfältig man mich bewacht? Wenige Schritte von hier befindet sich die Leibwache des Herzogs von Burgund.«

»Ich weiß es, aber dennoch hoffe ich, daß die List glücken wird. Inzwischen gehört große Kühnheit zur Ausführung. Eine Verwegenheit, welche man nur von einer Frau, wie Jacoba, erwarten darf. Sagt mir, Gräfin, werdet Ihr alles zu Eurer Befreiung Nöthige zu unternehmen Muth haben, und mir zu einer List behülflich sein, wobei die Gefahr, entdeckt zu werden, uns beständig umschwebt, und der geringste Mangel an Geistesgegenwart sie nothwendig herbeiführt.« —

»Ihr habt mich kennen gelernt, Ritter von Kyfhoek,« sagte Jacoba. »Ich blieb, trotz den größten Drangsalen, standhaft, und wenn ich auch, aufs Äußerste gebracht, meiner Thränen nicht Gebieterin war, so mag man wohl bedenken, was mich dazu brachte, und dann mich verdammen.«

»Der Plan, welchen ich entworfen habe, möge Euch überzeugen, gnädige Frau, wie sehr ich Eurem Muthe vertraue,« antwortete der Ritter. »Ja,

ich habe Euch kennen gelernt, und stehe nicht länger an, das Wagniß zu unternehmen. Es ist Zeit, daß ich Euch rette, denn bei einer solchen Mißhandlung könnt Ihr unmöglich länger zögern, in des Herzogs Vorschlag einzugehen, und lieber ein verborgnes und rangloses Dasein leben, als in einer solchen Unterdrückung fortdauern. — Wohlan! wenn der Himmel unsre Bemühungen segnet, dann ist dieser Augenblick die Stunde, welche zu Eurer Befreiung geschlagen hat.«

»Dieser Augenblick?« fragte Jacoba erstaunt, »und durch welches Mittel?« —

»Die Zeit ist kostbar, und es ist also unnöthig, Euch mit meinem Plane bekannt zu machen; wendet die größte Eile an und seid vorsichtig in dem, was ich Euch zu thun ersuchen werde, und Ihr sollt Euch bald unter Euren Freunden, den Hoecken, in Holland befinden.«

»Diese Zusicherung genügt mir, um Alles zu unternehmen. Ich weiß, daß Ihr vielleicht einen verwegenen, aber keinen unüberlegten Schritt thun werdet, und verlasse mich ganz auf Eure Führung. Ihr sollt erfahren, daß ich mich übertreffen werde.«

Nachdem Floris von Kyfhoek nochmals der Gräfin Muth zugesprochen, und ihr die Freiheit als gewissen Lohn dafür zugesichert hatte, begab er sich nach der Thür ihres Kerkers, und befahl der davor stehenden Schildwache, hineinzutreten, da er seines Beistandes bedürfe; dieser, nichts Arges vermuthend, glaubte, diesem Befehle gehorchen zu müssen, und

trat ein. Floris von Kyfhoek befand sich so hinter dem Kriegsmanne, verschloß nun von innen die Thüre, und beschäftigte sich, dem Scheine nach, einige Augenblicke mit dem Schlosse, berechnete aber, wie er am besten sein Vorhaben ausführen könnte. Der Soldat war ein paar Schritte vorgetreten und erwartete die Befehle, welche ihm ertheilt werden sollten. Er hatte sein Gesicht nach Jacoben und den Rücken nach dem Ritter gerichtet, welcher, da er diesen Augenblick günstig hielt, einen Tuch und einen Dolch unter seinem Mantel hervorzog, den Soldaten von hinten mit der einen Hand um den Hals faßte, ihm den Tuch vor den Mund hielt, um ihn dadurch zu verhindern, einen Ton von sich zu geben, und mit der Andern seinen Dolch in die Öffnung des Kollers am Halse bis an das Gefäß in seine Brust stieß.

Jacoben kostete es Überwindung, bei diesem Anblick einen Schrei des Entsetzens zu unterdrücken, und blickte starr nach diesem blutigen Schauspiele hin. — »Himmel! was wird daraus werden?« fragte sie, höchst verwundert über diesen kaltblütigen Mord.

Noch hatte Floris von Kyfhoek nicht Zeit zum antworten. Das Eisen war zwar tief in die Brust gedrungen, hatte aber das Herz nicht getroffen, und die Wunde, wenn auch tödtlich, war es doch nicht sogleich. Der Unglückliche, mit dem Tode ringend, strengte sich vergebens an, den Tuch von dem Munde zu entfernen, obgleich er mehr als

gewöhnliche Anstrengungen anwandte. Des Ritters kräftige Faust behielt die Oberhand; allmählig verringerten sich die Lebensgeister dieses unglücklichen Schlachtopfers, und bald waren sie ganz geschwunden.

»Wozu nützt Euch der Tod dieses Unschuldigen?« fragte Jacoba, welche nicht ohne Entsetzen diesen Kampf angesehen hatte, und nun ein wenig wieder zu sich gekommen war.

»Er war durchaus nothwendig, und ich würde Tausender Leben nicht geachtet haben, um Euch zu retten,« antwortete der Ritter, ohne von dem Vorausgegangenen im Geringsten ergriffen zu sein. Hierauf legte er dem Kriegsmanne die Rüstung ab und zog ihm seine Oberkleider aus. »Legt so schnell als möglich die Kleidungsstücke dieses Kriegsmanns an.«

»Diese noch von Blut rauchenden Kleidungsstücke?« fragte die Gräfin mit sichtbarem Abscheu.

»Damit erkauft Ihr Euch Eure Grafschaften, Freiheit und Unabhängigkeit. — Jacoba wird Sich in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht engherzig zeigen.«

Der Gedanke an Freiheit und Unabhängigkeit beschwichtigte eine jede Bedenklichkeit. Das weibliche Zartgefühl mußte sich hier der Nothwendigkeit unterwerfen. In wenigen Augenblicken war sie in einen Soldaten der herzoglichen Leibwache umgewandelt.

»Nun, gnädige Frau! müssen wir gehen,« sagte der Ritter. »Seid eingedenk des Kleides, welches Ihr tragt. Die kriegerische Tracht ist Euch nicht fremd; laßt nur Eure Haltung diesem Ge-

wande entsprechen, und ich zweifle nicht am guten Erfolge.«

Der Ritter reinigte sorgfältig seine und der Gräfin Kleidungsstücke von den Blutflecken und verließ mit ihr den Kerker, worin sie drei bange Stunden verbracht hatte, verschloß sorgfältig die Thür; empfahl nochmals der Gräfin die größte Vorsicht, und stieg mit ihr die breite Wendeltreppe hinan. Angstvoll schlug der Gräfin Herz, und der Ritter selbst war nicht ohne Besorgniß, denn für beide näherte sich der entscheidende Zeitpunkt.

Der Thorweg, welcher jetzt zu einem Wachthause umgeschaffen war, mußte, um außerhalb des Thurmes zu gelangen, durchschritten werden. Dieser Ort bot ein düsteres Äußere dar. Ein trauriges und unsicheres Licht verbreitete seine Strahlen über das Gebäude, und warf auf das wilde Antlitz der Soldaten, welche sitzend oder liegend auf den hölzernen Bänken sich niedergelassen hatten, einen grausigen Schatten. Floris von Kyfhoek trat auf den Hauptmann zu, händigte ihm die Leuchte ein, und sagte in einem befehlenden Tone: »Stellt eine andere Schildwache vor das Gefängniß der Gräfin; diese nehme ich mit mir, und werde sie Euch sogleich mit den Befehlen des Herzogs zurückschicken.«

»Zu Befehl, Herr Ritter: doch soll ich Euch nicht lieber selbst begleiten?«

»Nein, bleibt an Eurem Posten, der Soldat kann es ausrichten.«

»Kriegsmann,« sagte der Hauptmann zu dem

Soldaten, »begleitet den Ritter mit der Leuchte, denn es ist schon dunkel im Gange, und achtet genau auf das, was Euch aufgetragen wird!« —

Dies sagend, reichte er Jacoben die Leuchte, welche sie mit fester Hand annahm, und sie so hielt, daß sie ganz im Schatten stehen blieb; mit der größten Geistesgegenwart schritt sie voraus und öffnete die Klinke der Thür, der Ritter folgte ihr, und bald hörte man die Thür wieder zufallen. —

»Wir haben einen bedeutenden Schritt hinter uns,« flüsterte ihr der Ritter zu. »Ihr habt meine Erwartungen übertroffen, jetzt handelt es sich darum, aus dem Schlosse zu gelangen. Verliert den Muth nicht, gnädige Frau, und Alles wird gut von Statten gehen.«

»Ich kenne keine Furcht mehr, denn ich habe mich jetzt überzeugt, daß meine Befreiung möglich ist.«

Sie stiegen nun die breite Treppe hinauf, und waren den Gemächern des Herzogs nahe. »Hier harret meiner, gnädige Frau!« sagte der Ritter, als sie vor das Gemach gekommen waren, welches zu des Herzogs Schreibzimmer bestimmt war. »Ich muß jetzt den Herzog sprechen; sollte Euch Jemand um die Ursache Eures Hierseins fragen, so saget, daß Ihr des Herzogs Befehle erwartet. Ich kehre bald zu Euch zurück. Übrigens spielt Ihr eine stumme Rolle.«

Der Ritter entfernte sich und ließ Jacoba allein. — Mannichfache Gefühle bestürmten wech-

selsweise ihr gepeinigtes Gemüth. — Bald glaubte sie wieder in der Gewalt des Herzogs zu sein, in ihren schauerlichen Kerker zurückgeworfen, bald versetzte sie sich in die Mitte ihrer Freunde, welche sich bereitwillig erklärten, ihre Sache aufs Äußerste zu vertheidigen. — »O Gott!« sagte sie zu sich selbst: »wenn es dein Wille ist, mich wieder in seine Hände zu liefern, dann nimm mir lieber das Leben, als mich von Neuem des Herzogs Wuth und seiner grausamen Behandlung auszusetzen.« —

Zehntes Capitel.

Schon hatte die Nacht mit ihrem fahlen Schleier die Gegend überzogen. In einem großen, glänzend erleuchteten Saale des Schlosses saß Herzog Philipp, von seinen vertrauten Freunden umringt, mit denen er zum Scheine berathschlagte, was er als Jacobens Schirmvoigt zu thun hätte; einem Jeden hörte er ruhig und aufmerksam an, und obgleich er hohen Werth auf ihre Meinung zu legen schien, so beschloß er doch, seinem eignen Willen zu folgen. Die Burgundischen Edelleute, welche die Erhöhung des Ritters von Kyfhoek und das Vertrauen, welches ihm der Herzog schenkte, neidisch ansahen, ga=

ben sich alle erdenkliche Mühe, ihn in den Augen des Herzogs herabzusetzen. Auch die Holländischen und Zeeländischen Edeln, welche hier anwesend waren und von dem, was mit der Gräfin vorgefallen war, ohne den wahren Verlauf der Dinge zu kennen, Etwas vernommen hatten, fühlten sich beleidigt, daß Philipp beständig mit Floris von Kyfhoek allein berathschlagte, und daß dieser allein in die Angelegenheiten der Gräfin eingeweiht war; noch heute hatten sie sich alle mögliche Mühe gegeben, Etwas zu erfahren, doch umsonst. Dies erregte um so mehr ihren Neid, und man bemühete sich, ihn der Parthei der Hoecken zugethan, verdächtig zu machen. Ihre Bemühungen hatten zuerst nur geringen Erfolg, doch als man Philipp von allen Seiten zusetzte, hörte er zuletzt auf ihre Worte, und es war die höchste Zeit, daß der Ritter Floris erschien, um dieser Unterhaltung ein Ende zu machen, und den schon gemachten Eindruck zu verwischen.

Während der Herzog sich mit seinen Vasallen unterhielt, waren seine Gedanken mit Jacoben und deren Angelegenheit beschäftigt, und es war sehr natürlich, daß er sogleich des Ritters Anwesenheit bemerkte.

»Nun, Ritter, welche Nachricht bringt Ihr?« fragte er zutraulich.

»Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Gnaden um eine geheime Unterredung zu ersuchen,« erwiederte Kyfhoek.

»Begebt Euch in mein Cabinet, ich werde sogleich bei Euch sein.«

Floris von Kyfhoek entfernte sich und verfügte sich in das Cabinet, wohin ihm der Herzog schnell folgte. »Nun, habt Ihr Etwas ausgerichtet?« fragte der Herzog.

»Viel, sehr viel, Ew. Gnaden,« antwortete der Ritter. »Jacoba ist bereit, die Schrift zu unterzeichnen; doch unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?« fragte Philipp vergnügt.

»Daß Ihr ihr eine Erklärung von dem Herzoge von Braband verschafft, worin dieser verspricht, seine Rechte als Gemahl abzutreten, und in eine Ehescheidung willigt.«

»Das ist eine unbillige Forderung, in welche er nie willigen wird,« sagte der Herzog. »Ich durchschaue die List; hierdurch erwirbt sie sich auf's Neue und gesetzmäßig den Titel einer Gräfin von Holland und Zeeland.«

»Haltet zu Gnaden, Fürst! wenn ich erkläre, hierin nichts Unbilliges zu finden. Jacoba will das Regiment ihrer Grafschaften Euch überlassen, fordert aber zum Unterpfande, daß ihr eheliches Glück dadurch nicht getrübt werde. — Auch wird der Herzog Johann von Braband in seinem kränklichen Zustande leicht in Alles, was Ihr ihm vorschlagt, einwilligen. Auch sehe ich nicht ein, daß sie viel damit gewinnt; denn wenn auch Johann von Braband seiner Gemahlin entsagt, so gewinnt dies nicht eher gesetzliche Kraft, bis die Kirche diesen

Schritt bestätigt hat, und dies wird doch nie geschehen. Es ist wahr, daß der Herzog von Glocester dadurch mit mehr Recht auf den Besitz dieser Länder Anspruch machen wird, aber Ihr könnt versichert sein, daß er Nichts gegen Euch unternimmt, denn sein königlicher Bruder versagt ihm jeden Beistand, und seine Untreue gegen Jacoba bürgt Euch dafür. — Wenn Jacoba Euch als Schirmvoigt anerkannt hat, dann besitzt Ihr Macht genug, Euch in dieser Würde zu behaupten. — Ich meiner Seits kann in dem Verlangen der Gräfin nichts anders finden, als eine weibliche Schwäche, der man leicht nachgeben kann.«

»Ihr vergeßt, Ritter, daß ich dadurch das Ziel verfehle, nach Johann von Brabands Tode, nach dem Besitze ihrer Länder zu streben, und rechtmäßig den Titel eines Grafen von Holland und Zeeland anzunehmen. Wenn er in eine Ehescheidung einwilligt, dann tritt er damit auch seine Rechte ab.«

»Ich bezwecke auch keineswegs einen gesetzlichen Abstand, so wenig als die Gräfin — sondern nur ein Versprechen, daß er ihr in ihren ehelichen Verhältnissen kein Hinderniß in den Weg legen will, und dies kann ja so eingerichtet werden, daß es ihr mehr Schaden als Nutzen gewährt. In Staatsangelegenheiten kann man leicht täuschen.«

»Jacoba nicht so leicht. — Ihr Scharfblick ist allgemein anerkannt.« —

»Wenn Ew. Gnaden die geringste Gefahr in dieser Sache voraussehn, dann werde ich mich

Eurer weiseren Einsicht fügen, mich dünkt jedoch, daß die Ernennung zum Schirmvoigte Euch weit mehr Recht auf ihre Grafschaften verleiht, als Johann von Brabands testamentarische Verfügungen, welche stets ungesetzlich erklärt, und Euch von vielen streitig gemacht werden wird.«

»Freilich, aber ....«

»Waltet noch eine andere Besorgniß ob?«

»Jacobens wegen keine, aber eines andern wegen, welcher vielleicht im Geheimen ihr zugethan ist, und mir eine Schlinge zu legen denkt.«

»Wer könnte das sein?«

»Ihr, Ritter!« sagte Philipp ihn scharf ansehend.

»Ich?« fragte Floris von Kyfhoek lächelnd und mit der größten Ruhe und der unschuldigsten Miene, »was kann diesen Verdacht bei Euch erregt haben?«

»Ritter von Kyfhoek!« sagte der Herzog ihn unabgewandt und fest anblickend, »man hat sich bemüht, bei mir Argwohn gegen Euch zu erregen.«

»Wann war je der begünstigte Hofmann ohne Neider?«

»Man versicherte mich, daß Ihr den Hoecken zugethan wäret,« sagte der Herzog.

»Beschuldigen ist leichter, als beweisen,« erwiederte der Ritter.

»Ihr, gnädiger Herr, könnt darüber am richtigsten urtheilen. — Euch sind die Dienste nicht unbekannt, welche ich bei der Belagerung von Ber-

gen so glücklich war zu leisten. Ihr waret Zeuge meines Betragens im Rathe. Ihr wißt es, wie ich mich meines Auftrages entledigte, Jacoba hierher zu führen. Doch nichts weiter hiervon. Die Beschuldigung ist zu erbärmlich, um mich deßhalb zu verantworten. Ich fühlte mich höchst geehrt durch Euer Vertrauen. — Es steht in Eurer Macht es mir zu entziehen. Ich verzichte freiwillig auf die Gnade, womit Eure Güte mich überhäufte und Ihr könnt unter meinen Neidern Jemanden wählen, welcher Eurer Gunst würdiger ist.«

Nachdem er diese Sprache in dem Tone des gekränkten Ehrgefühls geführt hatte, äußerte sich bald die Wirkung. »Nein!« rief der Herzog, »bleibt. Ich habe keinen Augenblick an Eurer Treue gezweifelt. — Niemand kann Euch meine Gunst entziehn, und ich will Euch von Neuem einen Beweis davon geben. Hört mich an. Es freut mich, daß Ihr so weit mit Jacoben gediehen seid und bin mit Eurem Verfahren vollkommen zufrieden. Ich halte es nicht länger gefährlich, Jacoben ein solches Schreiben auszustellen, denn sie bleibt deßhalb nicht minder unter unsrer Aufsicht; im Gegentheil, wir müssen darauf bedacht sein, mit dieser Ausfertigung nicht länger zu zögern.«

»Dies ist auch meine Meinung, Fürst; die Nacht könnte ihr sonst einen andern Rath eingeben.«

»Nein, wir müssen die Zeit benutzen. — Johann von Baiern befindet sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf einem seiner Lustschlösser,

ungefähr drei Stunden von hier entfernt, auf der Straße nach Antwerpen. Ich bevollmächtige Euch, mit ihm im Geheimen über diese Angelegenheit zu unterhandeln. Begebt Euch schnell dorthin, denn wenn unerwartet der Tod ihn übereilen sollte, dann würde der schöne Plan nicht zur Ausführung kommen; verfügt Euch nach meinem Marstalle und lasset für Euch und einige Reuter meine besten Pferde satteln. Unterdessen werde ich Euch einen Brief für den Herzog bereit halten, damit er von der Gültigkeit Eurer Sendung sich überzeuge.«

»Ew. Gnaden können auf meinen Diensteifer bauen; doch würde es meiner Meinung nach sehr rathsam sein, diese Angelegenheit geheim zu halten. Es reicht hin, wenn mir Ew. Gnaden erlauben wollen, einen Mann von Eurer Leibwache mitnehmen zu dürfen, der Weg ist sicher und kurz und der Mond leuchtet uns vor; wir können uns desto mehr beeilen, und schon um Mitternacht hoffe ich Euch die Antwort zurückzubringen.«

»Handelt nach Gefallen. — Wählt den besten Reuter aus meiner Leibwache, und schickt ihn während Ihr es im Marstalle anordnet, hierher um das Schreiben abzuholen. — Behaltet meinen Siegelring; ich habe Befehl ertheilt, daß Niemand dies Schloß verlassen soll, doch er wird Euch freien Durchgang gewähren. Fürstlich werde ich Euren Diensteifer belohnen. — Geht! — der Himmel sei mit Euch.«

Der Ritter entfernte sich höchst erfreut über das

Gelingen seines Plans. Doch der letzte Befehl des Herzogs beunruhigte ihn nicht wenig. Der Soldat der Leibwache, welcher ihn begleiten sollte, war Jacoba; hätte er Einwendungen dagegen gemacht, so hätte es vielleicht Argwohn beim Herzoge erregen können, und er hielt es angemessener, einen gewagten Schritt zu thun, als durch Schwanken alles zu verderben.

Als der Ritter das Cabinet des Herzogs verließ, fand er Jacoben in dem Gange, nahe der Thür; mit wenigen Worten theilte er ihr das Nothwendigste mit; Jacoba erschrack, als sie hörte, daß sie dem Herzoge gegenüber erscheinen müßte.

»Wenn er mich erkennt?« fragte sie besorgt.

»Niemand wird glauben, daß diese Kleidung Euch nicht angehört,« erwiederte der Ritter. »Drückt den Helm so viel als möglich in das Gesicht. Herzog Philipp wird nicht besonders auf Euch achten. — Klopft nach Verlauf einiger Augenblicke an die Thür dieses Gemaches, wodurch der Herzog erinnert werden wird, wer Ihr seid und weßhalb Ihr erscheinet. Die Nothwendigkeit gebietet es, bedenkt gnädige Frau, daß Eure Befreiung davon abhängt.«

»Ihr sollt mit mir zufrieden sein,« erwiederte Jacoba mit festem Tone.

»Ich rechne darauf. — Sobald Ihr im Besitze des Schreibens seid, dann geht jene Treppe hinab, sie führt Euch unter einen großen Thorweg, und dieser auf den innern Schloßraum. Dort wer-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

de ich Euch erwarten und der Wache den Befehl ertheilen, Euch freien Durchgang zu gewähren. Lebet wohl, gnädige Frau, bewahret Euren Muth; innerhalb einer halben Stunde seid Ihr in Freiheit.«

Der Ritter entfernte sich, um des Herzogs besten Pferde für sich und seine Reisegefährtin in Bereitschaft bringen zu lassen. Jacoba wartete noch kurze Zeit und klopfte dann an des Herzogs Kabinet. Dies Zeichen schien jedoch nicht zu genügen, den Herzog zu erinnern, wer davor wäre, denn er befahl hereinzutreten.

Jacoba gehorchte nicht ohne besondere Bewegung, wozu wahrscheinlich der Anblick ihres Todtfeindes nicht wenig beitrug. — »Was wollt Ihr?« fragte Philipp sie scharf ansehend.

»Der Ritter von Kyfhoek,« ... sagte Jacoba mit fester männlicher Stimme, und hielt damit inne, in der Voraussetzung, daß dies genüge, um ihm die Gründe ihres Erscheinens anzuzeigen.

»Philipp beachtete sie nicht besonders, denn während er sie scharf ansah, waren seine Gedanken ganz auf den Brief gerichtet, welchen er abzufassen beschäftigt war. Jacoba zitterte vor diesem Blick; das Herz schlug ihr hörbar in der Brust, und wenn Philipp irgend Etwas geahnet hätte, so würde sie sich selbst verrathen haben. Nach Verlauf einiger Augenblicke, schrieb er weiter, ohne sich um sie zu bekümmern, und Jacoba gewann dadurch Zeit sich zu erholen.

Während einer Viertelstunde war der Herzog

Bayerische Staatsbibliothek München

mit Schreiben beschäftigt; darauf stand er auf, versiegelte den Brief und schritt auf den Kriegsmann zu. »An den Ritter von Kyfhoek,« sagte er, indem er ihr den Brief einhändigte.

Jacoba nahm mit fester Hand das Schreiben, indem sie ihm die gewohnten Zeichen der Ehrerbietung erwies und wollte sich entfernen.

»Einen Augenblick,« sagte der Herzog. »Hat er Euch von der Wache gewählt, welche die Frau in dem Thurme bewacht?«

Jacoba erschrack heftig, als sie sich durch diese Frage zu einer Antwort gezwungen sah; um so mehr, da sie vermuthen mußte, daß sie aus besondern Absichten geschehe, und noch andere folgen würden. Sie sah aber nur zu gut ein, daß in den gegenwärtigen Umständen Keckheit das beste Mittel wäre, sie aus der Verlegenheit zu retten.

»Ja, Fürst!« antwortete sie mit veränderter Stimme.

»Was fängt sie an? ist Euer Hauptmann wieder bei ihr gewesen?« fragte Philipp weiter.

Nur ein einzelnes Wort sagend, konnte Jacoba leicht den Ton ihrer Stimme verstellen, ohne daß es besonders auffiel; aber in einer längeren Rede würde man bemerkt haben, daß sie nicht in das Kleid, welches sie trug gehörte. Ohne Zweifel würde sie dadurch entdeckt worden sein; doch der Himmel nahm sie in seinen Schutz, denn Floris von Kyfhoek, welcher so schnell als möglich die

Pferde hatte satteln lassen und Jacoba noch nicht erscheinen sah, eilte so eben wieder in das Kabinet des Herzogs, als ihr Philipp diese Frage vorlegte, welche er augenblicklich beantwortete, indem er hinzufügte, daß er so eben von der Hauptwache käme.

»Ich will ihr ihr Schicksal etwas erleichtern,« sagte Philipp, und habe beschlossen, ihr ein Zimmer in dem Thurme einrichten zu lassen.«

»Ich würde, wenn ich meine Meinung äußern darf, sehr abrathen, Fürst!« erwiederte der Ritter. — »Ihr gegenwärtiger Zustand allein hat sie bewogen, Euren Vorschlag anzunehmen. Wenn Ihr ihn abändert, dann würde sie vielleicht auf andere Gedanken kommen, und es würde Nichts mit ihr anzufangen sein. Ich hoffe noch vor Mitternacht wieder hier zu sein; fällt die Sache nach Wunsch aus, dann könnt Ihr sie ja wieder die früheren Gemächer beziehen lassen.«

Philipp, wenn auch ein unversöhnlicher und stolzer Sieger, war doch durch ihren Zustand bewegt und wollte seine Gefühle äußern, als der Schloßvoigt hereintrat und ihm berichtete, daß die Abendtafel seiner harre, und die Hofleute seiner Gegenwart entgegensähen. Die Unglückliche wurde wieder in den Hintergrund versetzt und vergessen. »Ritter,« sagte der Herzog zu dem Schloßvoigt, »ich ertheilte Euch den Befehl, Niemanden ohne meine Erlaubniß ein und ausgehen zu lassen; der Ritter von Kyfhoek macht hiervon eine Ausnah-

me. Er kann kommen und gehen wenn er will.« Hierauf wünschte er ihm eine gute Reise, entfernte sich, um beim vollen Humpen die Stimme des Gewissens zu beschwichtigen und dachte nicht weiter an Jacoba.

»Da ich der Wache des Herzogs Befehl ertheilt habe, so muß ich Euch begleiten, Herr Ritter,« sagte der Schloßvoigt, »um Euch den Ausgang zu verschaffen, wenn Eure Geschäfte hier abgemacht sind.«

»Ihr werdet mich dadurch verpflichten,« erwiederte der Ritter, und beide verließen das Kabinet.

Die Rolle, welche Jacoba zu spielen hatte, zwang sie stets in einer gewissen Entfernung zu folgen, und dies verringerte die Gefahr entdeckt zu werden. Doch schien es, daß die Furcht sie beständig von Neuem wieder folterte, denn des Schloßvoigts Erscheinen ließ sie nicht ohne Besorgniß. Er mußte bei ihrer Abreise zugegen sein, und Floris von Kyfhoek fürchtete nicht ohne Grund, daß sie aus ihrer Rolle fallen würde; Jacoba spielte sie jedoch gegen alles Erwarten fort. Der Gedanke an Freiheit, nach so vielen Widerwärtigkeiten, würde ihr selbst das Unmögliche möglich gemacht haben. Sie war in der Reitkunst nicht unerfahren, wovon sie in diesem Augenblicke einen Beweis ablegen mußte [1]). Mit sicherer Hand faßte sie den Zügel

1) Die Reitkunst war von Jugend auf Jacobas Lieblingsbeschäftigung gewesen.

des muthigen Rosses, und bestieg es mit einer Fertigkeit, welche auch dem Geübtesten, ihr Geschlecht nicht würde verrathen haben.

Der Schloßvoigt begleitete die Reisenden bis an das Thor. Die Zugbrücke fiel auf seinen Befehl nieder. Man wünschte sich gegenseitig eine gute Nacht, und innerhalb wenigen Minuten hörte man nur noch schwach den Hufschlag der trabenden Pferde.

Eilftes Capitel.

Aus einem dichten Nebel erschien der aufgehende Vollmond mit Majestät und leuchtete; indem er die Pracht des klaren Sternenhimmels verdunkelte, den Fliehenden auf ihrem Wege. Er kam doppelt erwünscht, denn eine Stunde von Gent entfernt, lief der Weg eine Zeitlang durch ein dichtes Holz, wo die Besorgniß, ohne diesen freundlichen Begleiter einen unrechten Weg einzuschlagen, sie nicht verlassen haben würde.

Der Ritter blieb seiner Gebieterin zur Seite, und ließ sie nach Gefallen fortreiten, ohne sie zu größerer Eile anzufeuern, denn er fürchtete, daß ihre Kräfte, durch das Zurücklegen des langen Weges zwischen Gent und Antwerpen, sie verlassen würden. Doch er hatte nicht nur keine Ursache zu klagen, sondern er mußte sie beständig an die bedeu-

tende Entfernung erinnern, damit sie sich nicht zu sehr anstrengte; aber der Gedanke an ihre wieder erhaltene Freiheit — an ihr theures Holland, an ihre Freunde, und die Angst, wieder in die Gewalt ihrer Feinde zu gerathen, ließen sie diesen Rath nicht beachten. — »Seid meinetwegen unbesorgt,« sagte sie zu dem Ritter. »Ich bin nur eine Frau, — aber keineswegs die Schwächste meines Geschlechts. Die Mißhandlung, welcher ich mich unterziehen mußte, hätte wohl meine Lebensgeister erschlaffen können, — aber gegen körperliche Beschwerden bin ich abgehärtet.«

In einiger Entfernung von Gent bildete der Weg eine Krümmung, und jetzt zeigten sich die stolzen Thürme mit Pracht und Majestät in dem hellen Mondscheine. — Jacoba betrachtete wehmüthig diesen prachtvollen Anblick. — »Lebe wohl! fürstliche Stadt,« rief sie aus, — »wo ich so manche glückliche Stunde verlebte; wo mir wetteifernd eine sclavische Huldigung dargebracht wurde. — Wer hätte gedacht, daß ich dich je auf eine solche Weise verlassen sollte? Das ist das Geschick der Fürsten! — Heute sind sie der Abgott ihrer Unterthanen, morgen von Allen verlassen und der allgemeinen Verachtung ausgesetzt.«

»Verrath und Treulosigkeit ist eine Eigenschaft der Bewohner dieser Gegenden. — Nennet sie nicht Eure Unterthanen; sie sind dieses Namens unwürdig.«

»Ach! haben meine Holländer und Zeeländer mich besser behandelt? Sind sie nicht die Ursache

der Mißhandlungen, denen man mich unterzogen hat?«

»Das sind Eure Feinde, die Kabliauen, eine Parthei, welche sich stets durch Blutdurst und andere Schändlichkeiten ausgezeichnet hat,« sagte der Ritter. »Doch die Zeit ist nicht fern, wo sie ihren Lohn für ihre Missethaten erhalten sollen.«

»Nie werde ich es ihnen verzeihen, daß sie mich von der Regierung absetzten, und doch — ich will nur Friede, keine Rache.«

»Das Erste ist unmöglich; — wir gehen einem hartnäckigen Kriege entgegen; doch wir wollen sie züchtigen, wie Euer Durchlauchtiger Vater that.«

»Möge der Himmel unsre Waffen segnen, dann bleiben Floris von Kyfhoek und Jacoba von Baiern stets aufs engste vereinigt. Ihr sollt zu allen Zeiten meine Hülfe und Stütze, so wie mein Freund und Rathgeber sein, und mich verlangt nur nach Ansehn und Macht, um Euch meine Dankbarkeit zu beweisen.«

»Mein Arm soll Euch eben so eifrig dienen, als mein Verstand, und Ihr sollt nie einen treueren Diener gehabt haben, als den Ritter Floris von Kyfhoek.«

Bald nach dieser Unterhaltung hatten die Flüchtlinge den Eingang des Holzes erreicht. Da es hier, ungeachtet des Mondscheins, viel dunkler war, als auf freiem Felde, so war man gezwungen, den schnellen Trab einzustellen. Dies gab Gelegenheit zu einer bequemeren Unterhaltung, und Jacoba

erfuhr nun alle die einzelnen Umstände ihrer Befreiung. Sie bewunderte den erfindungsreichen Geist des Ritters, so wie die Ruhe, womit er die Ausführung bewerkstelligt hatte. Den kaltblütigen Mord an der Schildwache, aber besonders die Gleichgültigkeit, womit er ihn vollzogen hatte, erregte ihr volles Erstaunen; doch durfte sie es keineswegs äußern, da sie dieser Handlung ihre Rettung zu verdanken hatte; — stand aber an, ihm, wenn sie wieder in den Besitz ihrer Grafschaften gesetzt würde, eine zu große Macht zu verleihen, weil sie fand, daß der Mann, mit dem das Schicksal sie so eng vereinigte, Grundsätze an den Tag gelegt hatte, welche ihrer Sache höchst nachtheilig werden konnten, namentlich da bei ihm der Zweck das Mittel heiligte.

Der Plan zur weiteren Flucht wurde nun besprochen und festgesetzt. Nach einem langen und mühevollen Ritt waren sie an das Ende des Waldes gekommen. Nicht weit davon erreichten sie ein ansehnliches Dorf, wo sie einige Erfrischungen zu sich nahmen, und die Pferde ruhen ließen; darauf setzten sie ihren Weg mit der früheren Eile fort, und erreichten Antwerpen mit Tages Anbruch.

Hier verkaufte der Ritter die beiden Pferde, verschaffte Jacoben die erforderlichen Frauen-Kleidungsstücke, und miethete sich gegen eine ansehnliche Summe ein Fahrzeug, um sie über die Zeeländischen Flüsse nach Holland zu bringen. Die Reise wurde schnell und glücklich zurückgelegt; in Delfshaven stiegen sie ans Land, und begaben sich von

hier nach Woudrichem. Hier gab sie sich zu erkennen, und ihre Gegenwart erregte allgemeine Freude. Von hier setzte sie ihre Reise nach Gouda fort, wurde aufs Glänzendste empfangen, und dort, so wie in den umliegenden Orten, als Gräfin von Holland und Zeeland anerkannt.

Jacoba schrieb zwei Tage später einen Landtag aus, wozu die Bürgermeister der umliegenden Städte, so wie alle ihre Freunde geladen wurden. Keiner blieb aus; sie selbst eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, und verlangte, daß man ihr als Gräfin von Holland und Zeeland huldigen und den Eid der Treue in ihre Hände ablegen sollte. — Keiner der Anwesenden weigerte, ihn zu leisten, und alle schwuren, ihre Sache aufs Äußerste zu vertheidigen.

Jacoba beklagte sich jetzt offen gegen das Verfahren des Herzogs von Burgund, und erzählte Alles, was ihr seit ihrer Flucht aus dem Schlosse widerfahren war. Alle waren durch die Erzählung ihrer Mühseligkeiten gerührt, und die, welche noch anstanden, sich ihrer Sache anzunehmen, waren nun völlig für sie gewonnen; ein gerechter Zorn gegen Philipp war auf eines jedem Antlitz zu lesen, und man beschloß, dem Tyrannen sich kräftig entgegen zu stellen.

»Ja, meine Freunde!« sagte Jacoba, welche bis jetzt den Namen ihres Retters verschwiegen hatte. »Ich wurde aus der schwarzen Nacht des Kerkers in Eure Mitte zurück geführt. Hätte man Euch die

Mittel und Wege zu meiner Rettung mitgetheilt, so würdet Ihr Alle es unausführbar gehalten haben, und doch nur ein Mann allein entwarf den Plan dazu und bewerkstelligte sie. — Dieser Mann ist der Ritter Floris von Kyfhoek.«

Aller Augen waren jetzt auf den Ritter gerichtet, welcher mit einem befriedigten Selbstgefühl aus den Zügen der Anwesenden die Auszeichnung las, mit der man ihn betrachtete, und darin schon die Verwirklichung seiner Luftschlösser sah, welche ihm die Hoffnung vorgaukelte, einst über Alle zu herrschen.

»Ritter und Edle!« fuhr Jacoba fort, »Ihr werdet mir beistimmen, daß keine Belohnung den mir erwiesenen Dienst vergelten kann, — daß die Vertheidigung meiner Sache Niemandem besser anvertraut werden kann, als einem Manne von so hohem Muthe und Gewandtheit, welcher seine kriegskundige Erfahrung schon vielfach bewiesen hat. Euch Allen bin ich Dank schuldig, aber den größten dem Ritter von Kyfhoek; deßhalb stelle ich ihn Euch Allen, von Dankbarkeit angefeuert, als Befehlshaber der Kriegsmacht vor, welche die Vertheidigung meiner Sache übernehmen wird, und zum Vorsitzer des Raths, welcher über das Wohl der mich betreffenden Staatsangelegenheiten richten wird. Billigt Ihr diese Wahl, und wollt Ihr Euch ihr unterwerfen?«

Nur wenige kannten den Ritter von Kyfhoek anders, als aus dem Kriege, welchen er gegen seinen Vater geführt, und dies war wahrlich nicht

von einer guten Seite, doch ähnliche Beispiele lieferte leider der Bürgerkrieg sehr oft. Als ein eifriger Hoecke und erfahrener Krieger war er jedoch bekannt, und dies genügte in diesen Umständen. Auch zeugte der Dienst, welchen er der Gräfin erwiesen, nur zu seinem Vortheile, so daß sich Niemand dieser Ernennung widersetzte, sondern sie allgemein mit Freuden anerkannt wurde.

Floris von Kyfhoek war hierdurch auf den höchsten Gipfel der Freude versetzt; denn hierdurch war nicht nur seine Ehrsucht befriedigt, sondern er hoffte auch das Ziel seiner übrigen Wünsche zu erreichen; er konnte jetzt seinem bittern Hasse gegen die Kabliauen ganz den Zügel schießen lassen, und sich wegen des Unrechts, welches er, seiner Meinung nach, von seinem Vater hatte erdulden müssen, rächen. Diesen, so wie seinen ärgsten Feind, dem Edlen Beyling, wollen wir nun mit unserm Leser bekannt machen, nachdem wir ihn ersucht haben, uns noch einen Augenblick nach dem Schlosse zu Gent zu folgen.

Philipp von Burgund, welcher den Erfolg der Sendung des Ritters von Kyfhoek, bevor er sich zur Ruhe begab, abwarten wollte, verlängerte so lange als möglich die Abendtafel, und ließ den Becher lustig kreisen. Doch Mitternacht, selbst ein und zwei Uhr war verstrichen; aber Niemand erschien. — Nicht ohne Besorgniß, daß dem Ritter irgend ein Unglücksfall begegnet sei, begab er sich zur Ruhe, doch mit dem bestimmten Auftrage,

ihn zu wecken, wenn der Ritter um fünf Uhr noch nicht zurückgekehrt wäre. Da dies der Fall nicht war, wurde er zur festgesetzten Zeit davon benachrichtigt, und er befahl, einen Eilboten nach dem Schlosse abzusenden, welches Johann von Braband bewohnte.

Um sieben Uhr ließ sich der Hauptmann anmelden, um den Schlüssel zu Jacobas Kerker sich auszubitten, und sie mit dem Nöthigen zu versehn. Philipp ließ ihm diesen zustellen; aber wer beschreibt sein Erstaunen, seine Verlegenheit und seinen heftigen Verdruß, als ihm der Hauptmann mit bleichem Antlitze die Nachricht brachte, daß Jacoba entflohen wäre, und man die Schildwache, welche den Kerker bewachte, ermordet an ihrer Stelle gefunden hätte.

Anfangs kostete es viel Mühe, den wahren Verlauf des Ereignisses zu errathen; doch Philipps Scharfsinn durchschauete bald das Ganze. Seine Wuth war gränzenlos; Niemand hatte ihn je in einem solchen Zustande gesehen; Keiner wagte es, sich ihm zu nähern. Der Hauptmann rettete sich nur mit Mühe durch die Flucht. Nachdem die erste Aufwallung seines Zornes vorüber war, ertheilte er Befehl, den Flüchtlingen nachzusetzen, doch diese waren bereits in Sicherheit.

Der an den Herzog von Braband abgesandte Eilbote kehrte im Laufe des Tages zurück, und überbrachte die Nachricht von dessen Tode. Dieser Schlag traf ihn nicht minder, als der von Jacobens

Flucht. Er beschloß jetzt, als Erbfolger des Herzogs aufzutreten, und mit gewaffneter Hand sich beide Grafschaften zu unterwerfen. In dieser Absicht begab er sich mit einer zahlreichen Macht nach Dortrecht, wo er als Schirmvoigt anerkannt wurde, und alle möglichen Anstalten traf, Jacoba mit Nachdruck zu bekriegen.

Zwölftes Capitel.

Hinter den hohen Dünen der Insel Schouwen erhob sich ein starkes und prächtiges Schloß, welches zur Herrlichkeit Haamstede gehörte. Die vier hohen Thürme an jedem Winkel, — die breiten Wälle und doppelten Bollwerke, welche sie umgaben, machten es zu jenen Zeiten, als die Belagerungskunst noch in ihrer Kindheit war, durch eine gute Vertheidigung uneinnehmbar, und eine bedeutende Heeresmacht würde dessen Bestürmung vergebens versucht haben, wenn nicht ein strenger Frost die Annäherung über die Gräben möglich machte.

Dieses feste Schloß und die ausgedehnten Besitzungen, welche dazu gehörten, wurde derzeit von dem Ritter Eduard von Kyfhoek bewohnt, ein Mann am Abend seines Lebens, dessen silberfarbiges Haupt mit Lorbeeren bekränzt war, und der fast von

der Welt vergessen sich einer erwünschten Ruhe erfreute. Als Vasall des Grafen Wilhelm V, hatte er diesem, in verschiedenen auswärtigen Kriegen, wichtige Dienste geleistet. Doch sein vorzügliches kriegerisches Leben, fiel unter dem Herzoge Albrecht, Wilhelms Bruder, welcher ihm späterhin in der Regierung nachfolgte. Er war stets mit Wärme den Kabliauen zugethan und stand in hoher Gunst bei dem Herzoge, welcher, als der frühere Besitzer von Haamstede einer der Hoeckschen Edelleute, wegen Theilnahme an dem Morde Adelheidens von Poelgeist, aus dem Lande fliehen müßte, ihn mit dieser Herrlichkeit belehnte, in deren Besitze er ungestört blieb, und worin er sich so zu behaupten wußte, daß weder Wilhelm, noch seine Tochter Jacoba sie ihm entreißen konnten.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß Eduard von Kyfhoek, Jacoben einen bittern Haß zutrug, und daß die Zerrüttung ihrer Angelegenheiten, ihm große Freude gewährte, denn er hoffte jetzt, daß die Parthei der Hoecken bald unterliegen würde. Ihre Flucht aus Gent, erregte bei ihm und allen Edelleuten der Kabliauen, die größte Besorgniß. Er erhielt bald Nachricht von dem Erfolge ihrer Waffen unter dem Beistande seines Sohnes, und glaubte auf seiner Hut sein zu müssen. Seit Jacobens Widerwärtigkeiten, ließ er seine Untersassen den Spaten mit dem Schwerte vertauschen, doch jetzt rief er sie wieder zum Streite. An den Thoren und Zugängen zum Schlosse wurden die Wa-

chen verstärkt, die Vertheidigungswerke nachgesehn, Geschütz auf die Wälle gebracht und alles so eingerichtet, als wenn der Feind wirklich im Anzuge wäre.

Wenn gleich ganz Zeeland bereit war, dem Herzoge Philipp zu huldigen, und nur auf der Insel Schouwen sehr wenig Hoeckfche Edelleute sich befanden, welche nicht mächtig genug waren, Etwas gegen ihn zu unternehmen, so war doch diese Vorsorge keineswegs unnütz. Eduard von Kyfhoek wußte, daß er an dem Befehlshaber von Jacobens Kriegsmacht einen bittern Feind hatte. Sein Sohn Floris hatte schon einmal mit Johann von Renesse's Hülfe, dessen Schloß nicht weit von dem des Herrn von Haamstede entfernt war, den Versuch gemacht, sich in den Besitz seiner Güter zu setzen; allein er besaß damals nicht die Macht, sein Vorhaben auszuführen, und er mußte jetzt vermuthen, daß er an der Spitze eines Heeres, bestimmt diesen Versuch erneuern würde.

Die Nachricht, daß Floris von Kyfhoek den größten Theil von Südholland unterworfen hatte, und daß die Inseln Goeree und Flakké sich für Jacoba erklärt hätten, erregte aufs neue große Besorgniß, und der Herr von Haamstede sah nun bald einem Angriffe auf Schouwen entgegen, weßhalb er täglich die Vertheidigungswerke stärker befestigen ließ, beständig dabei zugegen war und sich allem Ungemache aussetzte, welches eine solche Betreibung mit sich brachte.

Der alte Ritter von Kyfhoek erhielt Nachricht, daß sein Sohn Floris zu Helvoetsluis eine ansehnliche Flotte ausrüstete, und zweifelte nicht länger, daß diese Maßregel ihm gelte. Um seine Macht so viel als möglich zu vergrößern, bereiste er die Insel, um die Kabliau'schen Edelleute zu seiner Hülfe herbeizurufen. Es glückte ihm bald, ein ansehnliches Heer auf die Beine zu bringen, welches die Küsten besetzte, um eine Landung zu verhindern, wenn eine solche beabsichtigt sein sollte.

Um das Schloß herum, erhielt nun das Ganze ein kriegerisches Ansehn; hinter den Dünen, auf Eduard's Gebiete, wurde ein Lager aufgeschlagen, und man zählte schon über sechszehnhundert Mann unter den Waffen. — Die besten Gemächer des Schlosses wurden zur Wohnung der Edelleute und Bundesgenossen des Herrn von Haamstede eingerichtet.

Der vermuthliche Krieg hatte eine außerordentliche Umänderung in dem Innern und Äußern des Schlosses verursacht; früherhin war der größte Theil unbewohnt geblieben, und draußen herrschte eine angenehme ländliche Ruhe. Jetzt bewegte sich Alles wild und emsig untereinander; von des Ritters gewöhnlichen Gemächern konnte man den ganzen Ort übersehen und die fruchtbaren Triften boten einen reizenden Anblick dar. Von den hohen Dünen stieg das spielende Rind grasend, von den letzten Strahlen der wohlthätigen Abendsonne bestrahlt, welche sich in dem Oceane verbarg, in die Ebene nieder,

und der sanfte Westwind trug den Hirtengesang auf seinen dienstwilligen Schwingen, lieblich tönend in das Schloß. Jetzt war dies alles verschwunden und glänzende Rüstungen, wehende Helmbüsche, Lanzen und Schwerter, boten sich überall dem Auge dar. Auch aus dem Schlosse war die behagliche Ruhe verschwunden. Wo man sich hinbegab, gewahrte man Ritter in kriegerischer Tracht, Hauptleute und Soldaten, und durch die gewölbten Gänge des Schlosses, hörte man Befehle ertheilen und empfangen, während die schmetternde Kriegstromete, den harmonischen Gesang der Bewohner ersetzte. —

Manches Fräulein würde in diesen kriegerischen Zeiten dies Schauspiel mit Vergnügen angesehn und mit Wohlgefallen die Huldigung angenommen haben, welche der Zusammenfluß der Edlen auf dem Schlosse ihr dargeboten hätte. Doch bei Margarethen, der Tochter des Ritters Eduard von Kyfhoek, war dies nicht der Fall. Ihr Herz blutete bei allen diesen Zurüstungen, welche einen Krieg zwischen Vater und Sohn zur Folge haben mußten, und oft vergoß sie Thränen über die Unterbrechung der ihr so theuren Einsamkeit. Sie war keineswegs unempfänglich für ritterliche Tapferkeit, verabscheute aber den Krieg, und alle ihre Freuden waren gewichen, da er höchst wahrscheinlich unter ihren Augen geführt werden sollte.

Margaretha hatte ihr zwanzigstes Jahr erreicht; ihr Antlitz war blühend und schön, ihr dunkelblaues Auge vereinigte das Sanfte und An-

ziehende, welches die Reize einer Frau so sehr erhöht und ein treuer Spiegel ihres Charakters ist. Umsonst würde man Worte suchen, um ihre liebenswürdigen Reize nach Werth zu schildern, sie war gutherzig, mitleidig und ganz Liebe für ihren alten Vater, dessen einzige Hoffnung und Trost sie war, nachdem das, was sich mit seinem Sohne Floris, ihrem Halbbruder zugetragen, diesen vom Schlosse entfernt hatte. — Noch jung hatte sie ihre Mutter verloren, und seit jener Zeit war ihr Antlitz mit einem düstern Ernst überzogen, welchen sie späterhin immer beibehielt.

Margrethe kannte fast ihren Bruder nicht; als sie das neunte Jahr erreicht hatte, erhob sich ein heftiger Zwist zwischen Vater und Sohn, demzufolge er das älterliche Haus verließ und mit seinem Vater in Feindschaft lebte. Er hielt sich geraume Zeit bei Jan van Renesse auf, welcher ihm in dem Kriege gegen seinen Vater beistand, bis er endlich, geschlagen und vertrieben, sich nach Johannes von Brabands Hofe begab und in dessen Dienst trat. Wir brauchen es also nicht weiter aus einander zu setzen, daß sie ihn nicht liebte, wozu noch der Haß, welchen Eduard von Kyfhoek gegen seinen Sohn hegte, beitrug. Jedoch hatte sie mehre Male versucht, Vater und Sohn mit einander zu versöhnen, und es wäre ihr vielleicht geglückt, wenn nicht Partheienwuth die Ursache ihrer Entzweiung gewesen wäre; doch jetzt war die Kluft zu groß. Der alte Ritter verbot ihr, beim Verluste

seiner Liebe, je wieder seines Sohnes Namen zu nennen, und die ganze Dienerschaft hatte ähnliche Befehle.

Auf dem Schlosse befand sich eine Frau in den Sechszigen, welche daselbst die Stelle des Ritters Gemahlin ersetzte, und welcher das ganze Hauswesen oblag. Sie war die kinderlose Wittwe eines Obristen, welcher in den Unruhen der Kabliauen zu Haarlem von den Hoecken geköpft worden war. Der Herr von Haamstede, welcher zufällig das Schicksal der Unglücklichen erfuhr, nahm sich ihrer an, und wählte sie, ihrer außerordentlichen Fähigkeiten wegen, zur Erzieherin seiner einzigen Tochter, welche Aufgabe sie aufs löblichste löste. Bald nachher starb sein Eheweib und jetzt wurde ihr nicht allein die Führung des Haushaltes, sondern auch Margarethens ganze Erziehung übertragen. Schon früh prägte sie dem Kinde tugendhafte Grundsätze ein, schilderte ihr dies Leben als nichtig und vergänglich, und verwies es auf die Trostgründe der Religion, welche dem geduldig leidenden Christen, einst als Lohn für Muth und Ausdauer, Unsterblichkeit zusagen. Sie selbst gab, durch ihre außergewöhnliche Frömmigkeit, ihrem Zöglinge das beste Beispiel, und Margaretha trat ganz in ihre Fußtapfen.

Bertha, so hieß diese Frau, stand bei dem Ritter in hoher Gunst, wozu noch ein anderer Umstand beitrug. Ungeachtet aller ihrer guten Eigenschaften, war sie eben so wenig als andere Sterb-

liche, von allen Gebrechen frei. In einem der wichtigsten Punkte, folgte sie den Lehren des Gesetzgebers der Christen nicht, welcher uns befiehlt, unsre Feinde zu lieben. Bertha trug Allen, welche den Namen Hoecken führten, einen unversöhnlichen Haß zu, und zwar, wie wir früher erwähnten, nicht ohne Grund. Sie fand wohl kein besonderes Vergnügen an dem Kriege im Allgemeinen; allein den Streit der Kabliauen, nannte sie einen Kampf für die gute Sache, und sie würde, wenn es in ihrem Vermögen gewesen wäre, sie mit aller Kraft unterstützt haben; hierzu gesellte sich noch die Sorgfalt, welche sie Margarethen erwies, wodurch sie sich immer mehr die Wohlgewogenheit des Herrn von Haamstede zuzog. Übrigens war sie eine sehr kluge Frau; ihr Gemahl hatte geraume Zeit dem Könige von Frankreich, und darauf dem Könige von England gedient; in diesen beiden Ländern hatte sie sich lange aufgehalten und kannte gründlich genug diese Sprachen und andre Wissenschaften, um Margarethen darin zu unterrichten.

Auch Margaretha war der alten Bertha herzlich zugethan, und ihr Herz hatte kein Geheimniß, welches sie ihr nicht als einer zweiten Mutter anvertraute. In allen Handlungen zog sie die fromme Alte zu Rathe, und nannte sie oft mit dem Namen, wozu die Natur allein berechtigt. Diese Ehrfurcht und Zuneigung, hatte bei Bertha eine rückwirkende Kraft, und sie liebte Margaretha wie ihr eigenes Kind.

Die Verhältnisse, worin sich der Herr von Haamstede zu seinem Sohne befand, war die Ursache, daß seine Abwesenheit oft erforderlich war. Die Nachricht hatte sich verbreitet, daß Floris von Kyfhoek eine Landung in Brouwershafen beabsichtigte; sogleich versammelte er seine Truppen und zog mit ihnen dorthin, um sie zu verhindern, oder wenigstens ihnen einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Doch dies war nur ein leeres Gerücht, und der alte Ritter erhielt im Gegentheil die sichre Nachricht, daß sein Sohn bei Helvoetsluis ein zahlreiches Heer zusammenzöge, aber selbst sich noch an Jacobens Hof befände und seine Bestimmung noch nicht bekannt wäre.

Während dieser anhaltenden Abwesenheit, kostete es der alten Bertha große Mühe, Margarethens Trübsinn einigermaßen aufzuheitern; schon drei Wochen waren verstrichen, seit sie ihren Vater nicht gesehen hatte. Eines Morgens saß sie von Trauer ergriffen in einem Lehnstuhle, und ließ das Haupt in der Hand ruhen, während sie einen wehmüthigen Blick auf die verstärkten Wälle warf, wo die Schildwache neben einem großen Festungsgeschütze mit abgemessenen Schritten auf und ab ging. »Gott gebe, daß der Donner dieses furchtbaren Mordwerkzeuges nie in meinen Ohren erschallen möge,« sagte sie die Hände faltend, während eine Thräne in dem großen blauen Auge perlte.

In diesem Augenblicke trat Bertha mit heiterem Angesicht herein. »Wie!« sagte sie, die Thrä-

nen in Margarethens Augen bemerkend. »Du weinst, mein Kind — und warum?«

»Und Ihr könnt mich um die Ursache fragen?« antwortete Margaretha, »blickt um Euch und seht wie Alles verändert ist; überall gewahrt man die Merkmale eines herannahenden blutigen, vielleicht langwierigen Krieges, dessen Folgen nicht zu berechnen sind.«

»Nicht so mein Kind,« erwiederte die Alte, »der Himmel ist gerecht, und wir werden bestimmt bald triumphiren. Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden, sagt das Gebot des Herrn. Fluch und Verderben ruhet auf dem, welcher es schändet.«

»Ach! Bertha,« sagte Margaretha; »ehe die Frage beantwortet ist, wer von beiden die Oberhand behaupten wird, bin ich wahrscheinlich längst eine Waise. Kann mein Vater in seinem hohen Alter, nachdem er schon Jahre lang einer ununterbrochenen Ruhe sich erfreute, diese Mühseligkeiten bestehen? Mein Bruder braucht nur noch wenige Zeit diese drohende Stellung anzunehmen, um ganz sicher seinen Feind zu vernichten.«

»Dein Bruder! — sage lieber der Bösewicht, — der Vatermörder, der Anführer einer Bande Mordbrenner; nenne diesen Unwürdigen doch nie Bruder.«

»Diesen Namen verlieh ihm die Natur, und wir können ihn ihm nicht nehmen.«

»Wohl können wir das; er gehört nicht mehr zu Eurem Geschlechte, und ist auf immer aus dem

Herzen Deines Vaters verbannt. Nenne um Gotteswillen diesen verhängnißvollen Namen nicht in Gegenwart Deines Vaters — vor Allem nicht in diesem Augenblicke.«

»Da das Nennen dieses Namens schon mehrere Male schlimme Folgen hatte, so werde ich es jetzt bestimmt unterlassen. Ach! es giebt ja so viele junge und tapfere Edelleute, welchen er den Oberbefehl anvertrauen kann; warum setzt er seine Gesundheit, — sein Leben, das mir so theuer ist, so rücksichtslos aufs Spiel? Ihn zu bedienen, für ihn zu sorgen, ist mir zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden, und nun muß ich auf dies Glück verzichten.«

»Beruhige Dich,« sagte Bertha. »Ich kann Dir eine angenehme Nachricht mittheilen, welche Dir bestimmt große Freude gewähren wird. Der Herr von Haamstede hat so eben einen Eilboten heimwärts gesandt, um uns zu benachrichtigen, daß er vor Sonnenuntergang zurückkehren würde. Der Bote meldete zugleich, daß, obschon man überzeugt sei, daß Floris es auf ihn abgesehn habe, man ihn jedoch jetzt noch nicht zu fürchten brauche, da er noch in Gouda an Jacobens Hofe sich befände.«

»Also noch heute,« rief Margaretha hoch erfreut, »kömmt mein theurer Vater? Aber ach,« setzte sie betrübt hinzu: »Wie lange werde ich mich seiner Gegenwart erfreuen dürfen?«

»Er kommt, um, wenn es dem Himmel gefällt, in Deinen Armen zu sterben. Schon längst

fühlte er selbst, daß seine Kräfte so viele Anstrengungen nicht mehr ertragen können, und obgleich es ihm nicht an Muth — sondern mehr an Geisteskraft gebricht, sich gegen seinen Feind zu vertheidigen, so hat er beschlossen, Jemanden von erprobter Tapferkeit seine Stelle zu übergeben.«

»Wahrlich!« rief Margaretha entzückt, »Ihr könnt nicht glauben, gute Mutter, welche Freude mir diese Nachricht gewährt, und wem hat er dies wichtige Amt aufgetragen?«

»Dies zu erfahren, wird Dir nicht weniger Freude verursachen,« sagte Bertha mit einem vielsagenden Lächeln. »Sagt Dir Dein Herz nichts?«

»Nein,« sagte Margaretha erröthend.

»Nichts?« erwiederte Bertha, »dies ist wahrscheinlich die erste Unwahrheit, welche Du Dir erlaubst, und der Dein Angesicht so ganz widerspricht. — Ich habe aus Erfahrung das menschliche Herz kennen gelernt, Margaretha, und Du bist zu unerfahren, um mich zu täuschen. Die weibliche Bescheidenheit gebietet Dir nein zu sagen, und ich will mich deßhalb stellen, als ob ich nichts wüßte; vernimmt also, es ist Dein angenommener Bruder, Albrecht Beyling, welcher die Besitzungen Deines Vaters und dies Land, gegen die raubgierigen Hände seines Sohnes schützen soll.«

»Albrecht!« sagte Margaretha. »Der ist ja noch beständig im Dienste des englischen Königs Eduard.«

»Um den Kriegsdienst zu erlernen,« erwiederte

Bertha, »und er hat dies Ziel vollkommen erreicht, denn wie ich vernommen habe, muß er ein kluger und muthiger Jüngling, und nach des Königs Eduards Benachrichtigungen, ein tapferer Kriegsmann geworden sein. Dein Vater hat um seine Entlassung gebeten, und sie endlich mit vieler Mühe erlangt; innerhalb weniger Tage, vielleicht nur Stunden, erwarte ich ihn in unserer Mitte, denn das Schreiben, worin der König Eduard seine Entlassung bewilligt, ist schon in Deines Vaters Händen. Nun, meine Liebe, dankst Du mir nicht für diese Nachrichten, und wohl mehr für die Letzte als für die Erste?«

»Nein,« Mutter Bertha, »Ihr täuscht Euch, wenn Ihr glaubt, daß ich so undankbar gegen den besten der Väter sein könnte; — doch warum sollte ich das in Abrede stellen, worin ich mich schon verrathen habe. — Ja, ich hege eine herzliche Zuneigung für den edlen Beyling; aber die Liebe für meinen Vater geht über Alles.«

»So, und Du hast mir dies beständig verschwiegen?«

»Dazu bestimmte mich ein wichtiger Grund: als ich die Jahre der Erkenntniß erlangt hatte, gebot mir mein Vater, Beyling einem Bruder gleich zu achten, da er ihn als Sohn angenommen. Ich wußte damals nicht, daß etwas unerlaubtes darin bestände, andere Gefühle für ihn zu hegen, seine Geburt und Abkunft blieb mir bis jetzt unbekannt. — Ich wollte meinem Vater keine Ur-

sache zur Unzufriedenheit geben, indem ich ihn mit einem Verständnisse, bevor ich wußte, daß er es gut heißen würde, bekannt machte; doch Eure tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, hat mein Herzensgeheimniß schon durchgründet.«

»Nun sehe ich, daß mit der Liebe der Verstand davon geht, denn sonst müßte die verständige Margaretha überzeugt sein, daß es mir kein Geheimniß bleiben konnte,« erwiederte Bertha. »Bemerkte ich nicht, daß Du, während seines Aufenthaltes auf diesem Schlosse, als er auf Urlaub von England hier war, die Eigenthümlichkeiten seines Landes, seine Kriegesthaten und übrigen Verhältnisse, am liebsten aus seinem Munde erzählen hörtest, und wie eifrig Du seine Worte auffaßtest. Bemerkte ich nicht, wie gerne Du Dich in der Sprache unterrichten ließest, obgleich er Dich nichts anders lehrte, als was Du schon von mir wußtest. Bemerkte ich nicht, wie Ihr, wenn die Abendsonne sich schon hinter den Gipfeln der Dünen verborgen, noch zutraulich in den in Dämmerung verschleierten Trifften wandeltet; las ich dann nicht in beider Blicke das Einverständniß, welches zwischen Euch bestand; und endlich, welchen Schmerz Dir seine Abreise, und späterhin seine Abwesenheit verursachte? Konntest Du glauben, daß nach solchen unleugbaren Beweisen, bei mir noch ein Zweifel bestehen könnte, daß Du den Jüngling liebtest?«

»Ach nein, ich sehe jetzt zu gut ein, daß ich thöricht handelte,« sagte Margaretha, »doch ich

liebe nicht mit der Leidenschaft, welche weder Maaß noch Gränzen kennt; meine Liebe ist auf Hochachtung und Zuneigung gegründet.«

»Um so dauernder wird sie sein,« antwortete Bertha; »die ungezügelte Leidenschaft macht meistens unglücklich.«

»Ihr habt doch meinem Vater nichts davon mitgetheilt?« —

»Durch mich hat er nichts erfahren, obgleich er doch alles weiß.«

»Er weiß es! und durch wen?« fragte Margaretha gewissermaßen erschrocken.

»Von Albrecht selbst; bevor er von hier wegreiste, hielt er um Deine Hand an.«

»Um meine Hand,« sagte Margaretha immer verlegener, »und ....

Hier schwieg sie plötzlich, und Bertha, welche sich an ihrem Zustande weidete, schwieg auch und sah sie fragend an. — »Und?« sagte sie, als Margaretha erröthend die Augen niederschlug; »wie lautete die Antwort, wolltest Du fragen, nicht wahr? Nun, ich will Deiner Neugierde genügen. Der Herr von Haamstede, Dein Vater sagte, daß es wohl geschehen könnte, aber zuvor müßte er den Ritterschlag empfangen haben.«

»Wirklich?« erwiederte Margaretha mit sichtbarer Theilnahme.

»Und nun hättest Du noch eine Frage an mich zu richten, — gestehe es nur offen; nämlich: Hat er den Ritterschlag empfangen? Ist es nicht so?« —

»Mutter Bertha, Ihr habt es heute darauf angelegt, mich tüchtig zu quälen,« antwortete Margaretha, ihr Antlitz an Berthas Brust verbergend.

»Das ist nicht meine Absicht, meine Liebe,« erwiederte Bertha, ihr freundlich die Wangen streichelnd. »Nun, auch hierüber will ich Dich beruhigen. — Ja, er ist zum Ritter geschlagen, und kommt hierher, um sich die Bestätigung des ihm gegebenen Wortes zu holen.«

»Erscheine ich in den Augen meines Vaters nicht strafwürdig?«

»Keineswegs: der Herr von Haamstede sieht Albrecht Beyling als Sohn und Erben an. Wer er ist, aus welchem Blute er entsprossen, und welche Gründe Deinen Vater bestimmen, ihn als Kind anzunehmen, das mag er Dir selbst sagen. Inzwischen kann ich Dir versichern, daß diese Verbindung seine sehnlichsten Wünsche umfaßt, welche er von Eurer frühesten Jugend an nährte. Du kannst Dir daher denken, daß ihn Deine Liebe höchst glücklich macht.« —

»Ach! Mutter Bertha, so große Freude mir diese Mittheilung gewährt, so wird sie mir von einer andern Seite verbittert. — Ich fürchte in Beyling nicht den Mann zu finden, welchen ich mir als Ideal gedacht habe.«

»Was willst Du damit sagen?« fragte Bertha. »Er ist jung, schön, großmüthig und tapfer, und besitzt alle Tugenden eines Ritters.«

»Beyling's Tugend, seine edlen Gesinnungen sind mir bekannt. Alles dies läßt nichts zu wünschen übrig. Aber ach! ich hatte mir zum Gemahl einen Mann gewünscht, welcher stille Häuslichkeit dem Kriegsgewühle vorzöge. Ich habe einen solchen Abscheu vor dem Kriege, daß ich mir einbilde, niemals in den Armen eines Mannes glücklich sein zu können, welcher ihn liebt; und ist dies nicht Albrechts Bestimmung? — Kaum kehrt er in sein Vaterland zurück, und man reicht ihm das Schwert. Mit dem Schwerte in der Hand wird er mich zum Altare führen, und nur mit seinem Tode wird er es ablegen.«

»Welche trübe Bilder umschweben Deinen Geist?« erwiederte Bertha. »Auch ich bin keine Freundin vom Kriege, aber ein Kampf für Gut und Blut, ein Kampf für Heerd und Altar ist dem Himmel wohlgefällig. Einen solchen hat Beyling zu führen. Auch wird er nicht ewig dauern; die schändlichen Hoecken, die Mörder, Räuber und Brandstifter [1]) sind nur auf unser Verderben be-

1) Diese Beschuldigung ist ohne Zweifel eben so strenge, als ungerecht. Jedoch darf sich Niemand über diese Sprache in Berthas Munde wundern. In diesem unglücklichen Bürgerkriege versäumten beide Partheien nicht, einander der Grausamkeit zu beschuldigen, und die Anführer oder Anstifter wußten ihr, so ungegründet es auch war, bei ihren Untergeordneten Eingang zu verschaffen. Dies war in diesen Zeiten geringerer Bildung nichts fremdarti-

dacht. Doch sie werden mit Gottes Hülfe vertilgt und die Spur ihres Daseins auf ewige Zeiten verwischt werden.«

»Mein Vater sagt, die Parthei der Hoecken habe sich immer durch Grausamkeit ausgezeichnet, und es bleibt mir daher kein Zweifel. — Aber ach! Erbitterung erzeugt oft Erbitterung. Ich wünschte, daß ein Mann erschiene, welcher beide Partheien zufrieden stellte, und der Spaltung des Landes auf immer ein Ende machte.«

»Zufrieden stellen?« rief Bertha leidenschaftlich. »Wir sollten uns mit einer Bande Räuber versöhnen! — Nein, mein Kind, das glaube nicht. Vertilgt, mit der Wurzel müssen sie ausgerottet werden. Wenn der tapfere Beyling an ihrer Spitze steht, dann fürchten wir weder Floris, noch die boshafte Jacoba; und müssen wir auch der Übermacht weichen, dann sind wir doch in diesem Schlosse sicher. — Doch so weit wird es nicht kommen, der tapfere Albrecht wird ihnen bald die

---

ges; aber man kann kaum glauben, daß das 19te Jahrhundert davon ein merkwürdiges Beispiel liefert. In dem Kriege mit Belgien, (welcher, wenn man die 13jährige Verbrüderung annimmt, einem Bürgerkriege nicht unähnlicher war), schilderten die Priester auf der Kanzel, die Holländer als eine blutdürstige Horde. — Die Holländer, welche auf einer unendlich höheren Stufe der Bildung, Künste und Wissenschaften standen als sie! — und dies fand bei der kleinen Gemeinde überall Eingang. —

Leber ausschneiden [1]), wodurch ihnen die Lust vergehn wird, wieder zu kommen.«

In diesem Augenblicke wurde ihre Aufmerksamkeit durch herannahende Pferde erregt; beide traten sogleich an das Fenster, und sahen den Ritter Eduard von Kyfhoek, von verschiedenen Edelleuten umringt, über die Brücke in das Schloß reiten.

»Mein Vater! mein Vater!« rief Margaretha hoch erfreut, und eilte hinaus, um ihm entgegen zu gehen.

»Nun wahrlich! so schnell hätte ich sie nicht erwartet,« sagte Bertha zu sich selbst. »Schnell muß den Köchen Befehl ertheilt werden, daß sie sich beeilen, den Edlen einige Erfrischungen zu bereiten, welche den braven Kämpen nach diesem mühseligen Ritte gewiß sehr willkommen sein wird.« —

Mit diesen Worten verließ sie auch das Zimmer, um die nöthigen Befehle zu ertheilen und dann ihren Gebieter, den Herrn von Haamstede zu bewillkommnen.

---

1) Die Hoecken trugen rothe, die Kabliauen graue Mützen; wenn nun eine der Partheien in den Gefechten, welche häufig vorfielen, die Oberhand behauptete, so schnitt sie dem Gefangenen oder Getödteten den Boden aus der Mütze, und trug ihn als Siegeszeichen. Dies nannte man die Leber ausschneiden.

Dreizehntes Capitel.

Auf einem muthigen Rosse, und von mehren Zeeländischen Edlen umgeben, ritt der Ritter Eduard von Kyfhoek, Herr von Haamstede in sein Schloß ein. Seine stolze Haltung zeichnete ihn vor Allen aus, und man würde keineswegs unter der glänzenden Rüstung und dem mit Federn geschmückten Helm, den siebenzigjährigen Greis vermuthet haben. Mit der Behendigkeit eines Jünglings stieg er ab und gab das Pferd seinem Schildknappen. Margaretha, welche ihm entgegengeeilt war, umarmte ihn mit kindlicher Herzlichkeit, ohne sich um die anwesenden Edlen zu kümmern.

»Verzeihet edle Herrn,« sagte er zu seiner Umgebung, »daß ich mich Eurer Gegenwart entziehe. Ihr werdet mich, meiner Jahre wegen, von allen Förmlichkeiten freisprechen. Lebet hier, wie es Euch beliebt. Meine Diener stehen zu Eurem Befehl, und Ihr könnt frei über sie verfügen.«

Nachdem die Edelleute Margaretha ehrerbietig gegrüßt hatten, verbeugten sie sich zum Beweise ihrer Zustimmung. Margaretha nahm nun des Greises Arm und von ihr geführt, trat er in das Schloß.

Als er in seinem Gemache angekommen war, sank er matt und erschöpft in einen Sessel nieder.

Nur mit Anstrengung hatte er die Abgespanntheit seinen Rittern verbergen können. Durch Muth und Ausdauer, wollte er ihnen zum Muster dienen, aber jetzt unterlag sein altersschwacher Körper, den Mühseligkeiten dieses beschwerlichen Zuges. Margaretha erschrack heftig, als sie ihm den Helm vom Haupte nahm und seine blassen Gesichtszüge bemerkte. Sie beeilte sich, ihn durch einen Trunk köstlichen Weins zu erquicken, welches eine erwünschte Wirkung hervorbrachte; langsam erholte sich der Ritter wieder, worauf ihm Margaretha hülfreiche Hand bei Ablegung seiner Rüstung leistete, und so in seinem Sessel gelehnt, erholte er sich vollends.

»Ach! lieber Vater,« sagte darauf Margaretha heftig weinend, »Ihr werdet bald das Opfer Eures Eifers werden. Euer hohes Alter läßt eine solche Anstrengung nicht mehr zu. — In kurzer Zeit werdet Ihr solchen Beschwerden unterliegen, und ich bin alsdann eine verlassene Waise.« —

»Verlassen? — Nein Margaretha, Du wirst einen Beschützer erhalten, wenn es Gott gefällt. Doch Du hast Recht, mein Liebling, mein Körper ist nicht mehr gegen solche Strapatzen des Krieges abgehärtet, deßhalb habe ich auch beschlossen, dem Ruhm und der Ehre valet zu sagen, meinen Posten einem Andern zu übertragen und der Ruhe zu pflegen, der ich so sehr bedarf.«

»Dem Himmel sei Dank, der Euch diesen Vorsatz eingab,« sagte Margaretha ihn freudig um-

armend. »Dann werdet Ihr stets bei mir bleiben, und ich kann Euch die Last des Lebens erleichtern.«

»Dir sind andere Pflichten auferlegt, denen Du mit gleicher Treue vorstehen mußt. — Gehe jetzt nach Mutter Bertha, mein Kind, und sage ihr, daß ich sie einen Augenblick zu sprechen wünsche.«

»Gern, lieber Vater,« sagte Margaretha, und im Begriffe ihren Auftrag auszuführen: »Was Ihr auch beschlossen habt, nie werde ich eine heiligere Pflicht kennen, der ich mich mehr hingeben werde, als der, Euch bis zum letzten Athemzuge treu zu dienen.«

Der Ritter war durch diesen Beweis ihrer Kindesliebe gerührt, und küßte sie auf die Stirn. Hierauf verließ Margaretha das Gemach, um der Mutter Bertha den Auftrag ihres Vaters zu hinterbringen, welche, obgleich vor Ungeduld brennend, es doch nicht schicklich hielt, Margaretha zu stören, oder, bevor sie gerufen, zu erscheinen. — Jetzt beeilte sie sich, den Auftrag zu vollziehen, und Margaretha, vermuthend, daß die Unterhaltung sie betreffen möchte, blieb zurück.

»Willkommen, gnädiger Herr!« sagte Bertha, ihm die Hand küssend, »Ihr seht höchst ermüdet aus.«

»So bin ich auch,« antwortete der Herr von Haamstede. »Es soll heute, wie ich hoffe, die letzte Reise sein, welche ich unternahm. Jedoch, Bertha, muß ich Euch sagen, daß Ihr Euch nicht sehr beeiltet, Euch nach meinem Befinden zu erkundigen.«

»Ich wollte kein lästiger Zeuge der Freude sein, welche das Wiedersehn Euch und Margarethen verschaffte; es geziemt einer treuen Dienerin nicht, gegen den Anstand zu handeln.«

»Grade, weil Ihr eine treue Dienerin seid, und von mir und Margarethen gleich geliebt, und mehr als Freundin als eine Dienerin betrachtet werdet, hättet Ihr nicht anstehen sollen. Ihr habt Euch durch Eure Treue und Rechtschaffenheit höheres Recht erworben, und ich wünsche deßhalb nicht, daß Ihr Euch als eine Solche betrachtet. In kurzer Zeit bleibt Ihr mir nur allein, und ich werde Euch alsdann mehr als je nöthig haben. Ihr habt doch gewiß meinen Brief empfangen?«

»Ja, gnädiger Herr, und Eure Befehle pünktlich vollzogen.«

»Fandet Ihr Euer Vermuthen bestätigt?«

»Vollkommen. — Könntet Ihr glauben, daß das hellsehende Auge Berthas sich hätte irren können? Nein, nein, dazu kennen wir die Welt zu gut. Margaretha liebt den Jüngling innig, und mit einer Liebe, die hauptsächlich auf Hochachtung und Zuneigung gegründet ist, und daher glücklich und ausdauernd sein wird.«

»Dadurch werden meine theuersten Wünsche erfüllt. Ja, gute Bertha, von dem Augenblicke an, als ich den Jüngling zu mir nahm, nährte ich stets diesen Plan, worin Ihr mich treu unterstütztet. Er hat meine Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen; König Eduard ist seines Lobes

voll, und nur auf meine wiederholten Bitten hat er ihn des Dienstes entlassen. Er ist zwar dem Kriegshandwerke sehr abgeneigt, doch besitzt er eine ungemeine Tapferkeit, welche mit Tugend und Menschenliebe vereinigt ist. Es gereicht keinem zum Nachtheile, den Krieg zu verabscheuen, wenn nicht Feigherzigkeit die Ursache ist.«

»Im Gegentheil, Margaretha wird deßhalb um so glücklicher sein,« sagte Bertha. »Wenn ihr ein Gemahl bestimmt wäre, welcher das Kriegsgewühl stiller Häuslichkeit und den Liebkosungen seiner Gattin und Kinder vorzöge, dann würde ihr die Ehe ein Quell von Trübsalen sein, und einen Solchen würde sie verabscheuen.«

»Dies Gefühl kann ich nur ehren, — aber sie wird den Jüngling deßhalb nicht minder lieben und achten, weil er statt meiner das Schwert zieht, um den Heerd und Altar zu vertheidigen, denn sonst wäre er des Blutes, aus dem er entsprossen ist, unwerth.«

»Nein, so Etwas kann nie in Margarethens Geiste aufkommen,« erwiederte Bertha. »Ihr gefühlvolles Herz blutet bei den Wehen des Krieges, ist aber, bei Erzählung tapferer Großthaten, von reiner Freude entflammt.«

»Wenn dies Land einmal von dem Ungeheuer, welches dessen Ruhe und Wohlfahrt untergräbt, gesäubert ist, dann möge Beyling das stille, ländliche Leben mit dem Kriegsgetümmel vertauschen. Ich werde ihn nie anspornen, sich durch Heldenthaten

berühmt zu machen. Doch so lange noch einer der Hoecken sein Haupt erhebt, darf er sich keiner Ruhe erfreuen, und das wird er auch sicher nicht, wenn er das Schicksal seines Vaters erfährt. — Geht, Bertha, und ertheilet den Befehl, daß man den östlichen Theil dieses Schlosses zu seinem Empfange fertig halte. Er werde von diesem Augenblicke an als mein Kind und einziger gesetzmäßiger Erbe betrachtet; und der Titel dieser Herrschaft soll auf ihn übertragen werden. Ich stehe ihm alle meine Rechte ab. Traget Sorge, daß er mit Glanz empfangen werde. Sollte er heute noch ankommen, so müßt Ihr alle Edlen auf morgen zu einem festlichen Mahle einladen, denn alsdann soll seine Verlobung gefeiert werden. Schickt mir unterdessen Margaretha, ich habe ihr Etwas mitzutheilen.«

Bertha entfernte sich, um die erhaltenen Befehle auszuführen, und unterrichtete Margaretha von den Befehlen ihres Vaters. »Spute Dich ein wenig,« setzte sie lächelnd hinzu, »denn Du wirst etwas Freudiges erfahren.«

»Ich folge Euch,« sagte Margaretha verlegen.

»Mir folgen?« erwiederte Bertha; »nein, nein, liebes Kind, ich habe andere Geschäfte abzumachen. — Wir haben Befehl erhalten, den östlichen Theil dieses Schlosses für den bevorstehenden Herrn und Gebieter, Albrecht Beyling, in Bereitschaft setzen zu lassen. — Er kommt vielleicht noch heute Abend, und dann wird morgen, bei Gelegenheit der Verlobung, ein feierliches Fest statt=

finden. — Nenne mich jetzt nur frei heraus Deine gute Mutter Bertha, weil ich Dir Alles sage, ohne zu wissen, ob ich die Erlaubniß dazu habe, und verfüge Dich auf's eiligste zu Deinem Vater, welcher Dich ungeduldig erwartet.«

Bei diesen Worten klopfte sie ihr freundlich auf die Wangen und verließ sie schnell, während Margaretha sich zu dem Ritter begab. — Sie durfte vermuthen, daß Bertha ihn mit ihrem Herzensgeheimnisse vertraut gemacht hätte, und näherte sich ihm deßhalb erröthend und verlegen.

»Tritt näher, Margaretha!« sagte der Herr von Haamstede, als er die Verlegenheit seiner Tochter bemerkte; »denn Du bist die Hoffnung und Stütze meines Alters. Der Himmel schenkte mir eine zweite Gattin, damit die Frucht dieser zweiten Ehe mir allen Kummer verscheuche, welche die Frucht der Ersten mir verursachte. Komm, mein Kind, laß Dich neben mir nieder. Ich habe eine wichtige Sache mit Dir zu besprechen. — Du kennst den Ritter Albrecht Beyling, nicht wahr?«

»Hat Euch Bertha mit den Angelegenheiten meines Herzens bekannt gemacht?«

»Ja, ich ersuchte sie, mit Dir darüber zu reden, und der Erfolg hat, Gott sei Dank, meinen Erwartungen entsprochen. Wisse, Margaretha! daß eine Verbindung mit diesem Jünglinge mein größtes Glück ausmacht, und daß ich schon seit mehr als zehn Jahren mich mit diesem Lieblings-Plane beschäftige. Ich würde Dir jedoch nie

Zwang auferlegt haben, hoffte aber stets, daß Ihr das für einander fühlen würdet, was allein die Ehe glücklich machen kann. Ich hoffte, daß das Zusammenleben Euch für einander bilden würde, und mein liebster Wunsch ist erfüllt. — Beyling bat mich schon vor zwei Jahren, als er von hier wegzog, um Deine Hand. Ich theilte ihm damals meinen Beschluß mit, nämlich, daß er noch nichts vollbracht hätte, was einer solchen Gunst würdig wäre; jetzt aber hat er sich mit Ruhm bedeckt, ist zum Ritter geschlagen, und hat das Recht, wie jeder andere Edelmann, um Deine Hand zü werben; ohne Zweifel wird es Dich glücklich machen, wenn ich Dir sage, daß ich jetzt gern meine Einwilligung gebe, wenn er noch in seinen Gesinnungen beharrt, obgleich Du Deiner Geheimhaltung wegen es wohl verdientest, daß ich Dich noch ein wenig auf die Probe stellte.«

»Außer diesem Geheimnisse hatte mein Herz niemals eins, was mein Vater nicht mit mir getheilt hätte,« sagte Margaretha. »Beyling gestand mir seine Liebe, und bat um Gegenliebe. Seine vortrefflichen Eigenschaften hatten mich für ihn eingenommen, und ich besaß nicht die Macht, ihm zu widerstehen. — Jedoch machte ich die Bedingung, daß er sich vorab Eurer Einwilligung versichern müsse; dies war wenige Tage vor seiner Abreise. Als er uns verließ, schwur er mir nochmals ewige Liebe; aber Euren Beschluß erfuhr ich nicht. Ich wußte damals nicht, ob ihm die Erlaubniß, mich

zu lieben, ertheilt worden wäre, und wagte es daher nicht, Euch Etwas von unserm Einverständnisse mitzutheilen, aus Besorgniß, es könnte Euch mißfällig sein. — Ich ward mit Beyling auferzogen. Ihr behandeltet ihn als Euren eignen Sohn, und schenktet ihm, nach Floris Verstoßung, alle Rechte und Vorzüge eines Erben; — aber ich wußte nichts von seiner Geburt, noch Abkunft. Ich wußte nicht, in welchen Verhältnissen er zu Euch stand, und ob es mir wohl erlaubt sein würde, ihn zu lieben.«

»Du handeltest so, wie es meiner guten Margaretha geziemte,« sagte der Herr von Haamstede, indem er sie auf die Stirn küßte. »Auch verdenke ich Dir die Geheimhaltung keineswegs, denn in der Liebe ist der Vater der rechte Vertraute nicht. Zu Deiner Beruhigung kann ich Dir sagen, daß Du ihn frei lieben darfst. Albrecht Beyling ist von edler Abkunft. Dir und ihm ist es ein Geheimniß, wie er mein Pflegesohn geworden ist, ich werde es in Eurer beider Gegenwart enthüllen. Doch noch eine Frage habe ich an Dich zu richten: sage mir, Margarethe, — ziehst Du Albrecht Beyling allen Jünglingen vor, welche Du bis jetzt kennen lerntest?«

»Als Kinder spielten wir zusammen, und waren durch innige Freundschaft eng vereinigt; als ich sein edles Herz und tugendhaften Grundsätze kennen lernte, wurde ich unwiderstehlig zur Hochachtung fortgerissen, und endlich stellte sich die Liebe ein. Oft stellte ich Vergleichungen mit ihm und andern Jüng-

lingen an, aber sie fielen immer zu dem Nachtheile der Letzten aus, und zum Gemahl wünschte ich mir nur Albrecht Beyling.«

»Obgleich Du mir zuvorkommst, Margaretha,« sagte der Herr von Haamstede, »so will ich Dir doch nicht länger vorenthalten, was ich mir vorgenommen hatte, Dir mitzutheilen. Ohne Zweifel befremdete es Dich — vielleicht fühlte sich sogar Deine Eitelkeit gekränkt, daß die Tochter des reichen Herrn von Haamstede, der es keineswegs an Schönheit und Liebreiz gebricht, von den vielen jungen Rittern, welche sie kennen lernten, keinen Antrag empfing. Doch um Deinem Selbstgefühl zu genügen, muß ich Dir offen erklären, daß verschiedene Edelleute für ihre Söhne bei mir um Deine Hand geworben haben. Ich habe sie nicht abgewiesen, sondern hingehalten, weil ich vorzugsweise Deine Verbindung mit meinem Pflegesohne wünschte, Dir aber dessen ungeachtet Deine volle Freiheit lassen wollte. Willst Du nun noch länger über Deine getroffene Wahl berathen, dann theile mir frei und unverholen Deine Meinung mit.«

»Wir gelobten uns Treue, lieber Vater! Albrecht liebt mich, und ich werde nie mit dem Glücke eines Mannes spielen.«

»Wohlan, mein Kind,« rief der alte Vater aus, »Gott segne dann die Wahl Deines Herzens! Ich kenne den Jüngling, und halte mich überzeugt, daß er Deine Liebe zu schätzen wissen wird. Meine Tage laufen zu Ende, doch hoffe ich noch Zeuge

Eurer Verehligung zu sein, um dann zufrieden in das Grab hinabzusteigen. Gehe jetzt, mein Kind, und halte Dich bereit, den zu empfangen, welcher Dein Führer und Beschützer in diesem Leben sein wird. Den letzten Nachrichten Albrechts zufolge muß das Schiff, worauf er hierher kömmt, schon unter Seegel gegangen sein. Er kann mit jedem Augenblicke im Zierikzee einlaufen. Ich will jetzt meinen ermüdeten Gliedern einige Ruhe vergönnen, und mich auf diesen Augenblick vorbereiten.«

Noch einmal umarmte sie zärtlich der Greis, darauf begab er sich in sein Schlafgemach, und Margaretha an ihre Geschäfte.

Vierzehntes Capitel.

Schon vergoldete die Abendsonne die Gipfel der hohen Bäume, und färbte mit Purpurglut die mit Waldung durchwachsenen Trifften, als ein Jüngling in kriegerischer Tracht, von einem Schildknappen begleitet, längs des Strandes in kurzem Trabe fortritt und den Weg nach dem Schlosse nahm. Seine stolze und majestätische Haltung, der glänzende Harnisch, welcher seine schöne Gestalt umschloß, der mit Federn geschmückte Helm, welcher die männlich-schönen Gesichtszüge nur theilweise zeigte, und

die Gewandtheit, womit er sein muthiges Roß tummelte, zog die Aufmerksamkeit der Landbewohner, welche von ihrer Arbeit zurückkehrten, auf sich. Niemand erkannte in ihm den Pflegesohn des Herrn von Haamstede, welcher durch seine Liebenswürdigkeit Aller Herzen gewonnen und durch seine Theilnahme die Schmerzen der Leidenden erleichtert hatte, denn als zarter Jüngling hatte er sie verlassen — und kehrte als einer der ausgezeichnetesten Ritter zurück.

Nicht allein ein gefälliges Äußere zeichnete den Ritter Albrecht Beyling aus, sondern auch seine Abwesenheit hatte vortheilhaft auf seinen Character gewirkt. Er war tapfer, gutherzig, menschenfreundlich und großmüthig. Ein Löwe im Kampfe, aber mitleidig gegen den Besiegten, dessen Schicksal er zu versüßen bemüht war, ein Beschützer der Unschuld und Freund der Leidenden, kurz, mit allen den Eigenschaften begabt, welche dem Ritter zum größeren Ruhme gereichen, als die Abstammung von seinem adeligen Geschlechte.

Zu allen diesen Tugenden würde man sich bestimmt ein heiteres frohes Gemüth, das Kennzeichen eines guten Gewissens, gedacht haben. Doch dies war nicht der Fall — seine Seele war ohne allen Makel, aber dessen ungeachtet sein Antlitz mit einem düstern Ernst umzogen, wodurch er, obgleich erst drei und zwanzig Jahre alt, viel älter erschien. Sein Äußeres verrieth jedoch keine Schwermuth und folglich nichts Unangenehmes, im Gegentheil sein schönes Angesicht gewann dadurch an edlem Ausdruck.

Diese Übereinstimmung mit Margarethen, gleiche Gefühle, gleiche Denkweise, hatte sie so zu sagen für einander geschaffen und legte den Grund zu einer Liebe, welche, obgleich einer jeden heftigen Leidenschaft fremd, unvergänglich war.

Schweigend ritt der Ritter Albrecht Beyling neben seinem Schildknappen her und warf nur zuweilen einen Blick auf den großen ebenen Wasserspiegel, welcher, durch die Kühle des Abends bewegt, mit einem sanften Gemurmel seine Wellen gegen den Strand anspülte. »Dies ist das Bild des menschlichen Lebens,« sagte er, einen Blick auf den unermeßlichen Wasserspiegel werfend, »jetzt eben und klar von einer anmuthigen Ruhe begleitet, dann wieder wild und stürmisch Alles in seiner Wuth vernichtend.«

»Wahrlich, Ritter,« sagte Heinrich. »Ich kenne Euch und weiß, daß ein düstrer Ernst das Kennzeichen Eures Characters ist. Daß Ihr ihm heute mehr als gewöhnlich nachhängt, befremdet mich sehr, wo Ihr, mit Ruhm überladen, zu Euren früheren Verhältnissen zurückkehrt.«

»Du hast Recht, Heinrich,« sagte Beyling, »und dennoch kann ich Dich versichern, daß mit jedem Pulsschlage mir das Blut schneller durch die Adern rinnt, — obgleich ich Alles, was mir in diesem Leben theuer ist, hier wiederzusehen hoffe, so ruft mir doch eine innere Stimme zu, daß hier mein Leiden beginnen wird.«

»Verzeihet mir meine Aufrichtigkeit, edler Ritter,

meiner Meinung nach, soll man den Beschlüssen der Vorsehung nicht durch abergläubige Begriffe vorgreifen.«

»Abergläubisch?« erwiederte der Ritter lächelnd. »Nein, mein treuer Heinrich, das bin ich nicht; aber wenn ein ängstliches Vorgefühl uns drückt, so kann man es nicht so leicht von sich entfernen; der Mensch findet oft die Andeutungen der Zukunft in seinem Herzen.«

»Aber es muß doch Etwas vorhanden sein, was uns dazu Veranlassung giebt, und so kann ich z. B. nicht begreifen, welchen Grund Ihr jetzt, und hier haben könnt. — Englands Fürst dankt Euch im Angesicht des ganzen Hofes für die wichtigen Dienste, welche Ihr ihm in dem Kriege gegen den Herzog von York leistetet, und lohnte Euch mit dem Ritterschlage. — Ihr kehrt wohlbehalten zu den Euringen zurück, und hofft, das einzige Ziel Eurer Wünsche zu erreichen.«

»Du hast Recht; — aber das, was ich wünschte, werde ich niemals finden, nämlich die Ruhe. Das Gewühl des Kriegs drückt mich, und ich wünschte, ihm auf immer entfliehen zu können.«

»Gewiß nicht aus Feigheit, denn das habt Ihr wiederholt und überzeugend bewiesen.«

»Gerade deßhalb würde ich mich ihm entziehen können, ohne daß der Leumund mir schaden kann; aber ach, die Ruhe ist meine Bestimmung nicht. Ich bin hierhergekommen, um eine wichtige Rolle zu spielen.«

»Ihr habt Unrecht, edler Ritter, Euch dem

Kriege zu entziehen,« sagte Heinrich. »Das Geschick des Krieges war Euch immer günstig, und ich halte mich überzeugt, daß Euer Name von der spätesten Nachkommenschaft lobend genannt werden wird. Ihr zoget willig das Schwert zur Vertheidigung von Eduards Rechten, mit wie viel mehr Begeisterung werdet Ihr es für Euer Vaterland thun.«

»Für mein Vaterland,« sagte Beyling seufzend. — »Ach! für mein tief betrübtes Vaterland! Wenn es von einem fremden Feinde angegriffen, oder in seinen Rechten geschmälert würde, dann wollte ich freudig mein Blut zur Vertheidigung meines vaterländischen Bodens vergießen. Aber ach! einen zerstörenden Bürgerkrieg, ohne Zweck, ohne Grund, der dessen Wohlfarth untergräbt und es an den Rand des Abgrundes führt! und an dieser Fehde, welche ich von ganzem Herzen verwünsche, muß ich Theil nehmen, — ja sogar ein sehr thätiges Werkzeug sein. Ich muß mich zu der einen Parthei schlagen, um die andere vertilgen zu helfen, und das Schwert gegen meine eignen Landsleute ziehn. Nicht für eine gewisse Zeit, wonach eine willkommne Ruhe uns für die vielen Gefahren und Entbehrungen entschädigt, — sondern für mein ganzes Leben; denn nie wird dieser verderbliche Zwist endigen.«

»Vielleicht hat die Rückkehr in Euer Vaterland einen ganz andern Zweck, nämlich dies Land gegen Jacoba zu vertheidigen.«

Dies wird bestimmt der Fall sein, aber ist das Etwas anders als Bürgerkrieg? Ist Jacoba trotz

ihrer Hoeckschen Grundsätze, nicht meine gesetzmäßige Fürstin, und sind es nicht Holländische oder Zeeländische Edelleute, welche unter ihrem Befehle kämpfen, und folglich meine wahren Landsleute, gegen die ich das Schwert ziehe? Ach nein, ich wünschte, nicht gewählt zu sein, um daran Theil zu nehmen, denn obgleich ich den Hoecken nicht zugethan bin, so blutet mir das Herz bei dieser vernichtenden Geißel.«

»Nachdem was wir nach unsrer Ankunft in Zierikzee erfuhren, hat Floris von Kyfhoek es auf die Besitzungen seines Vaters abgesehn; gern werdet Ihr doch für das Beste des Herrn von Haamstede das Schwert ziehen.«

»Der Himmel, welcher mein Herz kennt, weiß, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, wenn eine solche möglich wäre; doch Floris wird nie zur Einkehr kommen; sollte er aber seinen Vater zum zweiten Male bekriegen, dann werde ich die Rechte des Herrn von Haamstede bis zu meinem letzten Athemzuge vertheidigen.«

»Ich glaube gewiß, daß Ihr keines andern Grundes wegen hierher berufen seid; um dieses fürstliche Gut herum hat alles ein kriegerisches Ansehn; durch die einst so friedlichen Dörfer schwärmen zahlreiche Haufen Soldaten, und zwischen jenen Dünen sehe ich sogar Lagerzelte.«

»Wehe dem, der es wagt, meinen Wohlthäter, den Vater meiner Margaretha, anzufallen,«

rief Beyling begeistert aus; »nur in diesem Falle bin ich unversöhnlich.«

Sie schlugen nun einen Seitenweg ein und die vier Thürme des stolzen Schlosses ragten über die hohen Bäume hervor, ungefähr eine halbe Stunde von ihnen entfernt. — Beyling's Herz schlug vor Freude, das Blut jagte schneller durch die Adern, als er den Boden, wo er als Kind gespielt hatte, wo er mit Margarethen aufgewachsen war, und sie zuerst schwesterlich liebte, wieder betrat, und wo er jetzt Die, welche ihm über Alles theuer war, wiedersehen sollte.

Die Rückerinnerung an so viele seligen Stunden, welche er mit Margarethen verbracht hatte, erwachte aufs Neue. Gerade in derselben Zeit, wo er mit Margarethen durch das liebliche Thal wandelte, während der Westwind sanft durch die Blätter rauschte, wo er den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen drückte, und sie sich ewige Treue gelobten. Aber ach! Albrecht hatte damals noch eine schwere Probe zu bestehen; jetzt war sie bestanden. Er hatte den Preis errungen, welcher auf Margarethens Besitz gesetzt war, und bald sollte er die, welche ihm theurer, als das Leben war, als seine Braut ans Herz drücken.

Als ihm diese süßen Bilder vorschwebten, verschwand das Finstre aus seinem Gesichte und er ward beredter und heiterer als je. Diese Veränderung mußte natürlich Heinrich, welcher stets dem Ritter zur Seite war, und sich an seine Gemüths=

stimmung gewöhnt hatte, sehr auffallen. »Wahrlich, edler Ritter, es scheint mir, daß es doch Augenblicke giebt, wo die Zukunft Euch minder dunkel erscheint,« bemerkte Beyling's Schildknappe.

»Der Mensch ist einem Kinde gleich, welches in den wichtigsten Anfällen von Trauer, eine Seifenblase erblickt und lautlachend darnach greift, sie aber zugleich zerplatzen sieht. Ich freue mich des Glücks, welches meiner wartet, und halte mich doch überzeugt, daß es nicht von Dauer sein wird.«

»Euere Gemüthsstimmung ist die Ursache davon,« erwiederte Heinrich. »Ich würde mich an Eurer Stelle nicht mit den Dornen der Zukunft quälen, wo die Gegenwart Rosen bietet, und Ihr werdet sehen, daß eitle Hirngespinste, Folge Eurer Schwermuth, Euch beängstigen.«

»Wir werden sehen, ob Du die Wahrheit redetest,« sagte Albrecht ungläubig lachend, trieb sein Roß ein wenig an, um desto schneller das Schloß zu erreichen.

Sie kamen nun aus dem Holze in die Ebene und sahen das Schloß in geringer Entfernung vor sich. Doch welch' eine Veränderung gewahrte Albrecht seit seiner letzten Anwesenheit auf diesem Schlosse. Die einsame ländliche Stille, welche hier herrschte, war durch das Kriegsgewühl ersetzt. Die lachenden Trifften waren zerstört, und das Holz zu Palisaden verwandt, um das Schloß zu befestigen. Der Lieblingsort, wo er unter dem Schatten der Linden sich so glücklich träumte, war nun ein

offenes Feld, und auf dem Platze selbst stand eine starke Wache, bereit, ihn statt Margarethen's freundlichen Bewillkommnungsgruß, in einem barschen Tone um den Grund seines Erscheinens zu fragen, und erst, nachdem er sich zu erkennen gegeben, ehrerbietig empfangen wurde. Der Herr von Haamstede hatte ihn zwar von der vermuthlichen Absicht seines Sohnes benachrichtigt, aber von dieser gänzlichen Umwandlung und diesen kriegerischen Zubereitungen, hatte er nichts geahnet. An dem Thore des Schlosses angekommen, grinsten ihm von den erhöhten Wällen zwei gefährliche Feuerschlünde entgegen, und das Nennen seines Namens, welches früher genügte, ihn ehrerbietig vorbeiziehn zu lassen, reichte hier nicht hin, um ihm den Eingang zu gestatten. »»Der Ritter Albrecht Beyling wünscht in das Schloß eingelassen zu werden!«« erschallte die Baßstimme eines Heroldes, und von der entgegengesetzten Seite entfernte sich ein Befehlshaber und begab sich nach dem Schlosse, um den Herrn von Haamstede mit diesem Besuche bekannt zu machen.

»Siehst Du nun die Wahrheit deß, was ich Dir so eben sagte,« sprach Beyling. »Ich freue mich wie ein Kind auf die herzliche Umarmung meines geliebten Vaters, — auf den freundlichen Bewillkommnungsgruß meiner innigst geliebten Margaretha, und an deren Stelle grinst mir der offne Rachen dieses Tod und Verderben bringenden Instrumentes entgegen, und die Augen dieser wilden

Kriegsknechte starren mich, einem wilden Thiere gleich an. — Wir werden hier Zeugen, und Theilnehmer an einem gefürchteten Kriege sein, denn ich kenne den Ritter Eduard von Kyfhoek zu gut, um zu wissen, daß er diese Zurüstungen nicht umsonst getroffen hat.«

»Ja, gnädiger Herr, es wird arg hergehen,« antwortete Heinrich, »und wie es mir scheint, kann es unser Loos werden, hier lange eingeschlossen zu bleiben.«

»Wenn ich nur für den Schutz des Herrn von Haamstede's Eigenthum, mein Schwert ziehen muß, dann werde ich über mein Schicksal nicht klagen, wenn auch der Kampf fünfzig Jahre dauert, denn meine Dankbarkeit kann nie seine Liebe und Güte wieder vergelten.«

»»Der Ritter Albrecht Beyling ist willkommen auf dem Hause Haamstede, und wird mit Ungeduld erwartet!«« erschallte es von der entgegengesetzten Seite der aufgezogenen Brücke, welche knarrend niederfiel. —

Albrecht Beyling ritt durch das breitgewölbte Thor in das Schloß; kaum hatte er sich dem innern Raume genähert, so bemerkte er den Herrn von Haamstede, welcher die breite steinerne Treppe herabstieg, um ihm entgegen zu eilen; mit einem Sprunge war Albrecht von seinem Pferde, warf seinem Schildknappen den Zügel zu, und eilte dem Greise mit einem Gefühle an das Herz, welches kräftiger sprach, als die beste ausgeschmückte Rede.

»Sei willkommen in unserer Mitte, mein tapferer Sohn!« rief Bertha, welche dem alten Ritter auf dem Fuße nachgefolgt war. »O Gott, wie bist Du so schön und kräftig geworden!«

»Auch Ihr, meine gute Mutter Bertha werdet wieder jung,« sagte Beyling, sie herzlich umarmend. »Ach, könnte ich dies auch von Euch sagen, mein theurer Vater,« setzte er hinzu, sich an den Herrn von Haamstede wendend. »Aber ach! Euer bleiches Antlitz erregt meine ganze Besorgniß.«

»Ich habe mich seit einiger Zeit Ermüdungen und Entbehrungen blosstellen müssen,« sagte der Herr von Haamstede; »doch Ruhe wird dies Alles wieder gut machen.«

»Ja mein Sohn, wichtige Veränderungen sind hier seit Deiner Abreise eingetreten,« sagte Bertha. — »Der verwegene Floris hat Jacoba aus dem Kerker befreit, und wurde deßhalb auf den höchsten Gipfel der Ehre und des Ansehns versetzt. Er steht im Begriffe, mit einem zahlreichen Heere auf dieser Insel zu landen, und dann siehst Du wohl ein, was uns bevorsteht. — Doch Du wirst dies Alles umständlicher erfahren; tritt herein, denn es ist noch eine dritte Person vorhanden, welche Dich wahrscheinlich nicht minder ungeduldig erwartet.«

Eine hohe Röthe färbte Beyling's Gesicht. Er warf einen verstohlenen Blick auf den Herrn von Haamstede, um zu erforschen, wie diese Bemerkung aufgenommen würde, und das wohlge-

fällige Lächeln, welches auf des alten Ritters Lippen schwebte, war ein süßer Trost für das Herz des hoffenden Jünglings. —

In einem Gemache, welches die Aussicht auf den Schloßhof hatte, war Margaretha von Beylings Ankunft Zeuge. Wohl hatte sie erwartet, daß eine zweijährige Abwesenheit einige Veränderung in seinem Äußern hervorgebracht haben müßte, aber sie hatte nicht erwartet, ihn als einen schön ausgebildeten Rittersmann wieder zu sehen; das männlich schöne Angesicht, voll Erhabenheit, worauf sich die Tugenden seines Herzens spiegelten, die stolze Haltung und der kräftige Körperbau, ließen sie zweifeln, ob er es wirklich wäre. — »Ach!« sagte sie besorgt zu sich selbst, »wird dieser äußerlich so schön ausgestattete Ritter, mir an König Eduards Hofe wirklich treu geblieben sein? — Ja,« antwortete sie sich selbst, einen jeden Gedanken an Untreue verwerfend, »von Albrecht darf man nichts Anders erwarten. Er ist der Gemahl, welchen das Geschick mir bestimmt hat, was noch daran fehlte, ist nun beseitigt; Gott gebe, daß ich seinen Verdiensten und seinen Erwartungen entsprechen möge.«

»Das kannst — das wirst Du,« sagte Bertha, welche diese letzten Worte gehört und einige Augenblicke vor Beyling in das Gemach getreten war. »Ihr werdet glücklich sein, meine Kinder, so lange Ihr der Tugend hold bleibt.«

Jetzt erschien Albrecht Beyling mit dem

alten Ritter im Gemache. Erröthend und verlegen stand Margaretha vor ihm. Albrecht näherte sich ihr ehrerbietig, und drückte ihre Hand an seine Lippen.

»Seid gegrüßt, theure Margaretha,« sagte Beyling, während er ihre Hand fest in der seinigen hielt. »Wie blühend und schön finde ich Euch wieder?«

»Nun wahrlich, dieser Empfang ist ziemlich höfisch und feierlich,« sagte Bertha lächelnd, »und man sollte beinah vermuthen, daß mehr als Bruder- und Schwesterliebe darunter verborgen wäre; — doch Geduld, Ihr sollt schon näher mit einander bekannt werden. Komm Ritter Albrecht, setze Dich nieder, denn Du wirst ohne Zweifel von der Reise ermüdet sein; lege diese Rüstung ab, welche, so schmuck und glänzend sie auch ist, doch nicht bequem sein kann, so auch diesen schweren Helm, dessen Druck Dir lästig sein muß.«

»Ihr seid noch stets meine gute Mutter Bertha,« sagte Beyling, indem er ihr den Helm gab und Schwert und Rüstung losschnallte. »Ich habe oft an Euch gedacht.«

»Das glaube ich gern,« erwiederte Bertha, denn Du warest ein viel versprechend Kind, ein tugendhafter Jüngling, und bist nun ein braver Mann. — Du wirst die alte Bertha, welche Dich beständig so lieb hatte, nicht so schnell vergessen haben. — So ists recht,« — setzte sie hinzu, »jetzt kannst Du Dich doch frei bewegen,

denn heut' Abend wird bestimmt nicht gekämpft werden.«

Sie nahmen nun alle an einem Tische Platz, und Bertha kredenzte dann einen Humpen vortrefflichen Burgunderweines, womit ihm der Herr von Haamstede zu seiner glücklichen Rückkehr willkommen hieß. — Man sprach über England und des Ritters Herreise. Margaretha nahm zuweilen Antheil am Gespräche, und die jungen Leute wurden gegen einander zutraulicher. — »Komm, mein Kind,« sagte Bertha zu Margarethen, »der Wein erquickt freilich, befriedigt aber keinen hungrigen Magen. Wir müssen für die Mahlzeit sorgen. Leiste mir Beistand in der Zubereitung des Gerichts, welches Albrecht stets so wohlschmeckend fand. Ich will Dich in der Kunst unterrichten, wofür Du mir späterhin noch danken wirst. — Verzeiht mir Ritter von Haamstede, wenn die alte Bertha etwas redseliger und heiterer ist als gewöhnlich; Ihr müßt es der Freude zuschreiben, welche mir Eures Pflegesohnes Wiederkehr verursacht.« —

»Gern, meine gute Bertha,« erwiederte der alte Ritter, »seh ich Euch in dieser Stimmung, und hoffe, daß Ihr sie in Eurer letzten Stunde beibehalten werdet.«

»Das gebe der Himmel,« erwiederte Bertha, »sollte es jedoch anders sein, so ergebe ich mich in Seinen Willen. — Komm mein Kind,« sagte sie zu Margarethen, »laß uns jetzt gehen, um desto

eher zurückzukehren, und die Kriegsabenteuer erzählen hören, welche der Ritter Albrecht bestand.« — Dies sagend, verließen beide Frauen das Gemach.

»Wie finde ich hier alles verändert, mein Vater,« sagte Beyling. »Dieser freundliche Ort ist also auch nicht von der Wuth des Bürgerkriegs verschont.«

»Im Gegentheil, das Kriegsschauspiel wird recht bald hierher versetzt werden,« antwortete der Herr von Haamstede. »Nachdem Jacoba eine geraume Zeit von dem Herzoge von Burgund in Bergen belagert war, wurde sie nach dessen Übergabe, von ihm gefangen genommen und auf das Schloß zu Gent gebracht. Jeder wahre Vaterlandsfreund sah nun dem Ende der Mord-, Raub- und Plünderungsscenen entgegen, als es ihr mit Hülfe meines Sohnes glückte, der Wachsamkeit ihrer Wächter zu entrinnen und nach Holland zu fliehen. Sie fand dort großen Anhang, und wußte verschiedene Städte, durch Verheißungen und gute Worte auf ihre Seite zu bringen. Viele Edelleute der Hoeckschen Parthei schlugen sich zu ihr, und es glückte ihr, ein zahlreiches Heer auf zu bringen, dessen Oberbefehl dem Ritter Floris von Kyfhoek anvertraut wurde. Durch Tapferkeit, Verrath und List unterwarf er in kurzer Zeit ganz Südholland, und wüthete gegen Alles was Kabliauisch gesinnt ist, auf eine unglaubliche Weise. Überall hinterläßt er die Spuren des Mordes und der Plünderung, und in diesem Augenblicke zieht er in der

Umgegend von Helvoetsluis ein Heer zusammen, wozu ihm der Herzog von Glocester bedeutende Verstärkung geliefert hat, in der alleinigen Absicht, sich dieses Landes und meiner Güter zu bemächtigen. Mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde erwarte ich eine Landung, und Du kannst begreifen, daß die größte Vorsorge nöthig ist. Dies hat mich mehre Wochen lang den größten Strapatzen und Entbehrungen, welchen mein abgematteter Körper bald unterliegen würde, ausgesetzt. — Ich habe deßhalb beschlossen, Dich hierher kommen zu lassen und Dir die Vertheidigung meiner Sache zu übertragen. Mit Hülfe meiner Bundesgenossen und Freunde habe ich schon ein ansehnliches Heer zusammengebracht, und Herzog Philipp hat versprochen, so schnell als möglich uns Hülfstruppen zuzuschicken.«

»Ihr könnt Euch keinen Begriff machen, wie viel Freude es mir gewährt, daß sich mir Gelegenheit darbietet, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen, und Ihr könnt versichert sein, daß ich, so lange dies Herz noch schlägt, Eure Ehre und Eure Rechte vertheidigen werde,« antwortete Beyling. »Jedoch, wenn es Bestimmung ist, stets das Schwert zu führen, so wünschte ich lieber gegen einen auswärtigen Feind, als gegen einen Mitbürger zu kämpfen. Mein Herz blutet bei diesem Bürgerkriege.« —

»Du redest so, weil Du mit den innern Verhältnissen des Landes und Deinen Hoeckschen Feinden noch nicht bekannt bist,« erwiederte der alte Ritter. »Die Vertilgung dieser sogenannten Mit-

bürger, dient Dir zur größeren Ehre und höherem Ruhme, als Siege über auswärtige Feinde. Du hast mehr als irgend ein Anderer Grund, sie zu hassen. Die Zeit ist jetzt erschienen, wo ich Dich mit Deiner Geburt und den besondern Umständen, weßhalb Du meiner Obhut anvertraut wurdest, bekannt machen muß. — Dies will ich jedoch in Margarethens Gegenwart thun. Vor zwei Jahren habe ich Dir ihre Hand zugesichert, und zwar unter der Bedingung, daß Du als Ritter zu uns zurückkehrtest. — Du hast die Aufgabe gelöst, und ich bin verpflichtet, sie Dir um diesen Preis zu übergeben, doch zuvor verlange ich, daß Du mir auf Ritter-Ehre und Schwert schwörst, daß Du ihr beständig treu bliebest, und sie noch eben so sehr liebst.«

»Gott, der mein Herz kennt, möge bezeugen, daß ich nicht aus Ehrsucht, sondern nur um Margarethen werth zu sein den Ritterschlag zu verdienen suchte,« sprach Beyling feierlich. »Nie war ich wankelmüthig in der Liebe, und nie werde ich sie zu lieben aufhören, das schwöre ich bei dem Himmel.«

»Ich setzte keinen Zweifel in Dich, mein Sohn, denn ich kenne Dein Herz; doch die lange Abwesenheit, das Kriegsgewühl hätte Dich minder empfänglich gegen diese zarten Gefühle machen können. Ich will Dir jetzt die Versicherung geben, daß Deine Verbindung mit meiner Tochter mir unendliche Freude gewährt. — Ihr liebt Euch beide, und ich kenne Niemanden, welcher ihrer würdiger wäre.«

»Mein Vater!« — rief Beyling hoch entzückt aus, indem er vor ihm niederkniete und des Greises Hand an seine Lippen drückte, »darf ich meinem Glücke vertrauen?«

»Sei ihre Hülfe und Schutz mein Sohn,« fuhr der Herr von Haamstede fort; »mein Lebensfaden wird bald abgeschnitten, und dann bist Du ihr alleiniger Versorger, deßhalb und in Berücksichtigung der bestehenden Umstände, habe ich beschlossen, Deine Verbindung bald möglichst zu vollziehen, und zwar, bevor der Krieg in diesem Gebiete ausbricht. — Du hast bewiesen, daß Du Margaretha liebst, und auch von ihr habe ich die feste Überzeugung; auch hast Du Dein Mannesalter erreicht, und es wäre thöricht, Dein Glück länger hinauszuschieben. Morgen soll die Verlobung Statt finden, und die Hochzeit soll bald nachfolgen, wobei der Besitz dieser Herrlichkeit und der damit verbundene Titel, auf Dich übergehen wird.« —

»Auf mich mein Vater!« sagte Beyling. »Euer Sohn Floris hat darauf größere Rechte.«

»Ritter Albrecht Beyling,« sagte der alte Ritter, die Augenbraunen dichter zusammenziehend. »Ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung, daß ich niemals an diese Beziehung erinnert werde. Nur unter dieser Bedingung kann Margaretha Dein Weib werden; daher wiederhole ich noch einmal: Alle meine Besitzungen übermache ich Dir, und Du versorgst mich dafür mein Lebenlang.«

»Es ist Euer ausdrücklicher Befehl, und ich

muß mich fügen. — Ach! mein Vater, womit soll ich Eure Güte vergelten?«

»Mein Kind so zu behandeln, wie sie es verdient,« antwortete der alte Ritter, »nie die Parthei zu verlassen, der Du jetzt zugethan bist, und zur Vertilgung der Andern beizutragen, wenn Deine Hülfe in Anspruch genommen wird.«

Beyling drückte beistimmend des alten Ritters Hand, seufzte aber tief; denn er fand sein Vermuthen vollkommen bestätigt. Die Verpflichtung, welche ihm auferlegt wurde, zwang ihn, thätigen Antheil an diesem verderblichen Bürgerkriege zu nehmen, und sein Herz blutete bei dem Elende, das sein Land bedrohete. Zwar haßte er die Hoecken, weil ihm dieser Haß von Jugend auf eingeprägt war, aber er war weit davon entfernt, sie als ein verderbliches Gezücht zu betrachten, dem man allein den Untergang des Landes zuschreiben mußte. Im Gegentheil, ging ihm Jacobens Schicksal nahe, und er bedauerte sie in mannichfacher Rücksicht, aus dem Grunde seines Herzens. Doch hütete er sich sorgfältig, im Beisein des Herrn von Haamstede, in dessen Augen die Gräfin seit ihrer dritten Verehligung alle Achtung verloren hatte, Etwas zu ihrem Vortheile zu äußern, fest überzeugt, daß dies den Zorn des Herrn von Haamstede aufs höchste reizen würde.

Bertha's und Margaretha's Ankunft in Begleitung zweier Diener, mit den Zurüstungen zur Abendmahlzeit, machte dem Gespräch ein Ende; in

wenigen Augenblicken war die Tafel gedeckt, die ausgesuchtesten Speisen geordnet und alle setzten sich um den wohlversehenen Tisch.

»Wie glücklich fühle ich mich in diesem Augenblicke,« sagte Beyling, »wie viele Annehmlichkeiten hat doch das häusliche Leben gegen das wilde Gewühl des Kriegs.«

»Dem ist so,« antwortete der Herr von Haamstede; »aber man kann nicht Alles nach seinen Wünschen einrichten, man muß sich der Stimme des Vaterlandes unterwerfen.«

»Ihr habt gewiß viele Widerwärtigkeiten erfahren?« fragte Margaretha theilnehmend.

»Erzähle uns Albrecht,« sagte Bertha, »Deine Begegnisse, Du wirst uns alle dadurch verpflichten.«

»So recht, Bertha,« erwiederte der alte Ritter scherzend. »Dieser Augenblick ist dazu so ganz geeignet, während einer guten Mahlzeit läßt sich darüber am besten reden.«

Beyling erzählte nun alle die einzelnen Umstände des Krieges, und besonders die Einschließung des festen Schlosses Roxlin, welches er über fünf Monate lang gegen den Feind vertheidigt und endlich für den König behauptet hatte. Die Erzählung der Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche er während dieser Belagerung mit den Seinigen zu bestehen hatte, entlockte den beiden Frauen Thränen. Alle Waffenthaten, welche er ausgeführt, erzählte er mit besonderer Bescheidenheit und ohne sich die

Ehre des Sieges zuzuschreiben. Auch blickte in dieser Erzählung überall die Menschenliebe deutlich hervor, denn er beklagte mehr das Loos der Besiegten, als er den Ruhm der Sieger hervorhob. Mit einem Worte, man konnte aus der ganzen Erzählung deutlich abnehmen, daß er Tapferkeit hoch stellte, aber doch am Kampfe selbst kein Wohlgefallen fand, und dadurch wurde er Margarethen um so lieber.

Der alte Ritter stimmte jedoch nicht ganz in seine Ansichten mit ein. — »Ich lobe Deine Menschenliebe gegen feindliche Gefangene, mein Sohn,« sagte er, »denn es war ein ehrenvoller rechtlicher Kampf, worin Du damals kämpftest; — der, welcher jetzt bevorsteht, ist ein Krieg gegen Räuber, welche keine Gnade wiederfahren lassen, und sie müssen mit gleicher Münze bezahlt werden.« —

Beyling widerlegte nicht, denn er kannte in dieser Beziehung des Herrn von Haamstede's Grundsätze, obgleich ihm die Worte der heiligen Schrift einfielen, Böses nicht mit Bösen zu vergelten. —

Beyling fühlte sich an Margarethens Seite unaussprechlich glücklich. Sie wurde allmählich beredter; nahm lebhaften Antheil an der Unterhaltung, und die jungen Leute waren bald eben so vertraut als zuvor; mancher Händedruck wurde gewechselt, denn Beyling war überzeugt, daß der Unterhaltung mit dem alten Herrn zufolge, seinem Glücke nichts mehr im Wege stände. Margaretha beantwortete sie mit einer kindlichen Un-

befangenheit, und sah bald verlegen nach ihrem Vater, bald nach Beyling. Des ersten schwache Augen wären hier leicht zu täuschen gewesen, aber nicht Bertha's Scharfblick. Die gute Alte lächelte zufrieden, und feuerte dadurch ihr Einverständniß immer mehr an.

Die Abendmahlzeit war beendigt, so wie auch Beylings Erzählung. Das Gespräch wurde noch einige Zeit fortgesetzt, als Herr von Haamstede seinen Sessel zurückschob und Albrecht und Margaretha zu sich kommen ließ.

»Meine Kinder,« sagte der Greis mit Rührung, — »schon Jahre lang weiß ich, daß Ihr Euch liebt, und dies gereicht mir zur größten Freude; denn schon von Eurer Kindheit an, hoffte ich, noch dereinst Zeuge Eurer Vermählung zu sein. — Du Albrecht, hast meine Erwartungen übertroffen, und ich wüßte keinen Gemahl für mein Kind, welcher seiner würdiger wäre, als Du. Empfange sie daher aus meiner Hand, und zeige Dich ihrer immer würdig.«

Bei diesen Worten, nahm er beider Hände und legte sie in einander. Albrecht war auf dem höchsten Punkte des Entzückens, und Margaretha war gerührt, ihre Hand zitterte in der Seinigen.

»Kniet nun beide vor mir nieder,« fuhr der alte Herr fort, und legte seine beiden Hände auf ihre Häupter. — »Gott segne Eure Ehe, bis auf die späteste Nachkommenschaft,« sprach er feierlich.

Albrecht und Margaretha standen wieder

auf; feurig schloß sie Beyling in seine Arme, und drückte ihr einen Kuß, das Gelübde ewiger Liebe, auf die Lippen.

»Nun will ich Dich mit Deiner Geburt und die Art und Weise, wie ich Dein Pflegevater wurde, bekannt machen; und Dir die Ursache mittheilen, warum dies nicht früher geschah. Setzt Euch wieder, meine Kinder, und höret mir aufmerksam zu.«

»Doch zuvor müßt Ihr der alten Bertha, welche diese Stunde, als die glücklichste ihres Lebens betrachtet, vergönnen, daß sie Euch ihren Segenswunsch ausspricht,« sagte Bertha mit feuchtem Auge. »Albrecht, ich habe Dich auferzogen, versorgt und gepflegt, und mir dadurch gewisse Rechte über Dich erworben. — Gott segne Eure Verbindung, habt Ihn beständig vor Augen, handelt stets nach Pflicht und den Vorschriften der Religion, und vergeßt niemals, daß ich Euch von jeher herzlich lieb hatte.«

»Ihr bleibt stets bei uns, und wir wollen Euch beständig als Mutter lieben.«

Die glücklichen jungen Leute nahmen ihren Platz wieder ein, um des Vaters Erzählung zu vernehmen, welche besonders für Beyling vom höchsten Interesse war. »In der Kürze will ich Euch von Allem unterrichten,« sagte der alte Ritter, »denn es ist schon spät geworden und die Zeit zur Ruhe ist schon längst verstrichen. — Haltet mir daher das Gedrängte zu Gute, morgen könnt ihr mich um Alles näher befragen.« —

»Dein Vater, Arnold Beyling, Befehlshaber in Herzogs Albrechts Diensten, durch seine Verdienste in den Adelstand erhoben, bewohnte ein kleines Schloß auf der Ostseite dieser Insel, welches ihm vom Herzoge geschenkt worden war. In einem Kriege gegen Johann von Arkel, verlor er den linken Arm und dies machte ihn zum Kriegsdienste untauglich. Er begab sich jetzt mit seiner Gemahlin und seinem vierjährigen Sohne, auf sein Gut, welches nicht unbedeutend war, und lebte daselbst einige Monate glücklich und vergnügt.

»Damals erhoben die Hoecken wieder ihr Haupt in Zeeland, und fielen, Verräthern gleich, mehrere Schlösser an, worunter sich auch das Deines Vaters befand. Ehe er gehörige Gegenwehr leisten konnte, wurde sein Schloß eingenommen, Deine Mutter ermordet, Deinem Vater eine tödtliche Wunde beigebracht, und darauf das Schloß in Brand gesteckt.«

»Ein Kriegsknecht, welcher sah, daß Dein Vater noch lebte, benutzte die Verwirrung, entzog den tapferen Befehlshaber ihrer Wuth, und brachte ihn und Dich in das nahgelegene Dorf, wo er einen der Bewohner um einen Zufluchtsort bat; gern wurde er ihm bewilligt, denn er war allgemein geliebt und geehrt, und er wurde liebevoll gepflegt. Der brave Mann fühlte jedoch, daß sein Ende nahe war, und er nur noch wenige Tage leben konnte. — Seine Besorgniß für Dich, sein geliebtes Kind, ängstigte ihn mehr, als sein herannahender Tod.

Er schrieb mir, seinem besten Freunde einen Brief, worin er mir sein Unglück mittheilte, übergab ihm dem Kriegsknechte, welcher ihn treu besorgte; er ersuchte mich, ihn so schnell als möglich zu besuchen, da er mir vor seinem Ende noch Etwas mitzutheilen hätte.«

»Das Wort Freundschaft war bei uns kein leerer Ton, denn unzertrennliche Banden fesselten uns, obgleich wir uns seit einigen Jahren nicht gesehen hatten. Dein Anblick erinnert mich wohlthuend an die früheren glücklichen Tage. Ich zögerte keinen Augenblick, seine Bitte zu erfüllen, und verfügte mich unter Verkleidung, da ich mich vor den Hoecken nicht sicher hielt, nach dem angegebenen Orte.«

»So sehr ich eilte, ich fand meinen Busenfreund bereits todt, und Dich bitter klagend an seinem Bette, ohne daß Du Dir eine richtige Vorstellung von Deinem Verluste machen konntest; die Leute, in deren Hause er sich befand, händigten mir tief bewegt zwei Briefe ein. — Der Eine mit der Aufschrift: »»An meinen Sohn Albrecht, wenn er sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht haben wird.«« Der andere war an mich gerichtet und folgenden Inhalts. —

„„An meinen Busenfreund, den Ritter Eduard von Kyfhoek.""

„„Mein Ende naht heran, und ich glaube nicht, daß ich Dich vor meinem Ende noch sprechen werde. Du wirst an diesem Orte meinen Sohn finden, welchen ich

Deiner Sorgfalt anempfehle. Er ist eine Waise, von Jedermann verlassen, sei ihm Vater. — Ich brauche es Dir nicht näher ans Herz zu legen, denn ich kenne Dich.""

„„Halte stets dem Kinde, welches ich Deiner Obhut anvertraue, seine Geburt geheim; erst dann, wenn er sich seinen Adel verdient hat, kannst Du ihm sagen, daß er ihn schon besaß; — Laß ihn noch jung in dem Kriegesdienste unterrichten, und verschaffe ihm Gelegenheit, von seinem Muthe und seiner Tapferkeit Beweise abzulegen, damit er einst seinen Vater rächen kann.""

„„Diesen zweiten Brief, mußt Du ihn einhändigen, wenn er sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hat — Ich hoffe, daß er alsdann würdig sein wird, den Inhalt zu vernehmen.""

„„Lebe wohl, — meine Kräfte nehmen ab, meine Augen verdunkeln sich und die Feder zittert in meiner Hand. — Empfange den letzten Gruß

Deines sterbenden Freundes
Arnold Leyling.""

»Tief gerührt las ich zum zweiten Male den Brief, und beschloß, auf's Pünktlichste den Inhalt auszuführen. Heimlich ließ ich die Leiche Deines Vaters in dies Schloß bringen, und setzte sie in meinem Familienbegräbnisse bei. — Auch die Leiche Deiner Mutter bemühete ich mich, einige Wochen später, als die Hoecken vom Herzoge Albrecht einigermaßen gezüchtigt waren, aufzuspüren, doch umsonst. — Wahrscheinlich ist sie in den Flammen umgekommen und die Überbleibsel zerstreut, so wie das Schloß, wovon kein Stein auf dem andern blieb. Ich nahm Dich sogleich mit in mein Schloß, und glaube in jeder Beziehung, den Wunsch Deines Vaters erfüllt zu haben.«

»Dies ist im Kurzen die Geschichte von dem Schicksale Deines Vaters. Von dem Augenblicke an, als ich Dich zu mir nahm, rechnete ich auf eine Vereinigung mit meiner Margaretha, um dadurch noch das Andenken meines besten Freundes zu ehren. Mein Wunsch wird nun erfüllt, denn der Himmel hatte Euch für einander bestimmt. Aus dem Schreiben Deines Vaters wirst Du sehen, warum ich Dich nicht früher mit Deiner Geburt bekannt machte. Siehe! dies ist der letzte Wille Deines sterbenden Vaters.«

Bei diesen Worten überreichte er ihm den Brief; dem Auge des Jünglings entquoll eine Thräne, bei der Erinnerung an das unglückliche Schicksal seines Vaters. Er las ihn zwei Mal, nicht so sehr des Inhalts wegen, sondern weil er glaubte, den Mann, welcher ihn ins Leben versetzt, und den er kaum gekannt hatte, reden zu hören. — »Wahrlich, mein Pflegevater, sagte er, sich zu dem alten Ritter wendend, »mein Vater konnte eine solche genaue Vollstreckung seines letzten Willens nicht erwarten. Womit soll ich diese unverdiente Güte vergelten?« —

»Dadurch, daß Du meine Margaretha glücklich machst und stets die Kabliauen unterstützest, wenn Du dazu aufgefordert wirst.«

»Das heißt mit andern Worten,« sagte Beyling: »Du sollst an diesem Bürgerkriege bis an Dein Lebens-Ende einen thätigen Antheil nehmen. — In Gottes Namen, der Mensch kann seiner Bestimmung nicht entgehen,« setzte er seufzend

hinzu. »Doch möchte ich wohl wissen, wie ich den Befehl meines Vaters auffassen muß.«

»Im Allgemeinen,« antwortete der alte Ritter. »Eine besondere Rache würde nicht angewandt sein; denn die Rädelsführer dieser Unthat sind theils unbekannt, theils schon im Kriege geblieben. — Ich würde es gern sehen, daß Du dem Herzoge von Burgund Deine Dienste anbötest, und ich glaube, daß Dein Vater, wenn er noch lebte, dasselbe wünschen würde; aber ich will Dich deßhalb nicht anspornen, Dich für Dein ganzes Leben zu dem Kriegsdienste zu verpflichten. In diesem Augenblicke ist es jedoch unser Aller Pflicht, den Herzog nach Kräften zu unterstützen, damit Jacobens Ansehn und Gewalt geschwächt, und dies Land vor Mord und Plünderung gesichert bleibe. — Wenn Du die Freiheit der Zeeländer erfochten hast, dann kannst Du in Ruhe auf Deinen Gütern leben.«

Albrecht wußte wohl, daß Jacoba keine Anstrengung unbenutzt lassen würde, sich ihrer Grafschaft Zeeland zu bemächtigen, und daß — da sie überall großen Anhang und viele Freunde fand, und die Kabliauschen Edelleute, außer dem Ritter Eduard von Kyfhoek, nicht gern an Philipp von Burgund zu große Gewalt einräumten — ein langjähriger Krieg bevorstand; doch, so feind er auch einem Bürgerkriege war, es war der Wille seines sterbenden Vaters und Pflegevaters, dem er so hoch verpflichtet war, daß er daran Theil nehmen sollte, und er sah sich genöthigt, sich in sein Geschick zu fügen.

Die Verlobung wurde auf den folgenden Tag festgesetzt, und die Hochzeit sollte bald folgen. — Das Andenken an das traurige Loos seines Vaters, trübte ihm einigermaßen das unaussprechliche Glück, dessen er sich jetzt schon erfreuen konnte. Doch der Herr von Haamstede, welcher nun Alles als vollbracht ansah, war heiterer als je, und gab der Unterhaltung eine fröhliche Wendung, worin Bertha, welche bei Lesung des Briefes sehr angegriffen war, nicht unterließ, das Ihrige beizutragen. Der Eindruck, welchen diese Erzählung auf Albrecht gemacht hatte, verschwand allmählig, und Margaretha, welche ihre Wünsche erfüllt sah, war beredter als gewöhnlich. Noch eine gute Stunde verlebten die Glücklichen in wahrhaft häuslicher Glückseligkeit, bis dann endlich ein jeder sich zufrieden zur Ruhe verfügte.

Fünfzehntes Capitel.

Die Sonne warf schon ihre wohlthätigen Strahlen auf Albrecht Beyling's Lager, als er aus den süßen Träumen über sein künftiges Wohl erwachte; ihr hoher Stand gab ihm die Versicherung, daß der Morgen schon sehr vorgerückt sein müßte.

Eiligst legte er seine schönsten Kleider an, und begab sich in das gewöhnliche Wohnzimmer, wo dieselben Personen vom vorigen Abend ihn beim Frühstücke erwarteten.

Ein freundlicher Morgengruß ließ sich gleichzeitig aus eines jeden Munde vernehmen. Beyling vergegenwärtigte sich bei Margarethens Anblick von Neuem das Glück, welches ihm am heutigen Tage zu Theil werden sollte, und genoß die seligste Stunde seines Lebens.

»Mein Sohn,« — sagte der Herr von Haamstede zu Albrecht nach eingenommenen Frühstück: »ich habe den heutigen Morgen dazu bestimmt, Dich dem Heere und allen meinen Unterthanen als künftigen Anführer und Herrn vorzustellen. — Deßhalb hab' ich eine Waffenschau festgesetzt und befohlen, daß man um neun Uhr unsre Pferde in Bereitschaft halten soll; Alles ist geordnet, wenn Du mir folgen willst.«

Beide legten ihre Rüstungen an und begaben sich in den Schloßhof, wo die verschiedenen Edelleute, Bundesgenossen des Herrn von Haamstede, sie schon erwarteten. Beyling wurde von Allen mit Ehrerbietung empfangen, sowohl seines Muthes und seiner Tapferkeit wegen, wovon die Kunde schon zu ihnen gelangt war, als auch, weil der Herr von Haamstede ihn als muthmaßlichen Erben dieser Herrlichkeit vorstellen wollte. »Meine Herrn!« sagte der alte Ritter, »mein hohes Alter erlaubt mir nicht, die Vertheidigung des Vaterlandes zu über-

nehmen; weßhalb ich den Ritter Albrecht Beyling aus Britannien, wo er in König Eduards Diensten stand, hierher entboten habe. — Ihr Alle kennt das Schicksal seines Vaters, welches Euch für seinen Eifer bürgt. Seine Geschicklichkeit im Kriegshandwerke, sein Muth und seine Tapferkeit ist hinlänglich bekannt und erwiesen. Ich kann ihm daher, trotz seiner Jugend, ruhig meine Sache anvertrauen. Stimmt Ihr in meine Absicht ein, ihm den Oberbefehl zu übertragen und wollt Ihr ihm Gehorsam leisten?«

Keiner der Edlen stand an, seine Zustimmung zu geben. »Wohlan, meine Herrn! — ich stelle Euch jetzt,« fuhr Herr von Haamstede fort, »den Ritter Albrecht Beyling als Gemahl meiner Tochter, und einzigen Erben meiner Besitzungen vor, und empfehle ihn Eurer Freundschaft und Wohlgeneigtheit. Noch heute soll die Verlobung gefeiert werden, und ich ersuche Euch Alle, die Mahlzeit, welche ich heute zu dieser Veranlassung angeordnet habe, durch Eure Gegenwart zu beehren.«

Vorläufig wurde der Ritter Albrecht Beyling mit Glückwünschen überhäuft. Die Schildknappen führten die Pferde ihrer Ritter vor, und man verfügte sich nach dem Lagerplatze, um der Vorstellung des neuen Befehlshabers beim Heere beizuwohnen. Die Hauptleute und Soldaten leisteten den Eid der Treue, und Beyling wurde von Allen als Oberbefehlshaber anerkannt.

Nachdem diese Feierlichkeit, welche eine gerau-

me Zeit hingenommen hatte, vorüber war, kehrte der Zug nach dem Schlosse zurück. — Auf dem innern Hofraume waren die Hof- und Rentmeister, die Beamten der zu der Herrschaft gehörigen Dörfer und alle männliche und weibliche Dienerschaft auf des Herrn von Haamstede's Befehl versammlet. — »Hiermit, meine treuen Unterthanen,« sagte der alte Ritter, in ihre Mitte tretend, und auf Beyling hinweisend, »stelle ich Euch den einzigen Erben meiner Besitzungen vor, denn Floris von Kyfhoek hat sich durch sein schändliches Betragen dieser Rechte verlustig gemacht; Ihr Alle seid Eurem neuen Gebieter allen Gehorsam schuldig, den Ihr mir bisher schuldig waret, und sollt ihn als Euren Herrn anerkennen; in wenigen Tagen wird er die eheliche Verbindung mit meinem einzigen Kinde feiern, und alsdann soll der Titel, welchen ihm diese Besitzung verleiht, auf ihn übergehen.« —

Alle Anwesenden erwiesen dem Ritter Albrecht Beyling, ein jeder in seiner Stellung, die schuldige Huldigung, und baten um seine Gunst und seinen Schutz. »Ja, meine Freunde,« sagte Beyling, — »Ihr könnt überzeugt sein, daß ich in den Fußtapfen meines theuren Vaters fortschreiten und alles anwenden werde, Euch glücklich zu machen.« —

»Für den Augenblick ist keine drohende Gefahr vorhanden, obgleich wir auf unsrer Hut sein müssen,« sagte der Herr von Haamstede, »daher wünsche ich, daß dieser Tag, der Verlobung meiner Kinder zu Ehren, festlich zugebracht werde. Die Zeitläufte

lassen nicht zu, diese Feier nach Gebühr zu begehen, dennoch wünsche ich, daß Ihr Alle an meiner Freude Theil nehmet. — Dem Kriegsvolke soll heute Wein und Brod ausgetheilt werden, und meine anderen Unterthanen, welche hier gegenwärtig sind, mögen auf dem Schlosse, ein Jeder in dem ihm angemessenen Kreise, bei einer Mahlzeit fröhlich sein, wozu ich meinem Haushofmeister die nöthigen Befehle ertheilt habe. — Ich sage: angemessen, denn Keiner vergesse seine Pflicht und behalte im Auge, daß wir im Kriegszustande leben, und daß unsre Feinde jeden Augenblick zu erwarten sind. Ein Jeder begebe sich daher an seinen Posten und befolge pünktlich meine Befehle.«

Die Menge zerstreute sich, und der Herr von Haamstede befand sich bald allein mit seinem ihm verbündeten Adel. — »Auch wir, meine Freunde!« sagte er, »wollen diesen Tag der Freude weihen; laßt uns die Gegenwart genießen, denn nur Gott weiß, was uns über dem Haupte schwebt. Ich bedaure, daß ich Euch nicht standesmäßig bewirthen kann, doch Ihr werdet es der Macht der Verhältnisse zuschreiben, und es mir zu Gute halten. — Du, mein Sohn, verabrede mit meinen Freunden und Verbündeten alle Maßregeln, welche die Vorsicht erheischt; besonders müssen die Wachtposten auf ihrer Hut sein, denn wir haben mit einem listigen und gefährlichen Feinde zu thun, und mancher Edelmann der Kabliauen bezahlte leider! seine Sorglosigkeit theuer. — Jetzt legt Schwert und Rüstung

ab, und Ihr werdet mich zu Eurem Empfange bereit finden.« —

Nachdem der alte Ritter sich entfernt hatte, berathete Albrecht Beyling mit den Edlen; die Posten wurden verdoppelt, und in allen Richtungen, wo man die Annäherung eines Feindes vermuthen konnte, wurden Neue ausgestellt; darauf entledigten sie sich ihrer kriegerischen Tracht, um in einem friedlichern Gewande am Feste Theil zu nehmen.

Schon früh Morgens hatte der Herr von Haamstede seine Befehle ausgetheilt, und alle Köche, Bäcker und Schlächter waren in reger Thätigkeit begriffen, sie möglichst schnell auszuführen. Freude herrschte auf Aller Angesicht, sicheres Kennzeichen der Zufriedenheit und des Wohlbehagens. Die Einen freuten sich des Genusses, welchen ihnen der heutige Tag nach so vielen Entbehrungen verschaffen würde, — die Anderen der bevorstehenden Verbindung, welche ihnen einen Herrn gab, der sich schon in seiner Kindheit aller Herzen erworben hatte. Das Innere des Schlosses lieferte einen auffallenden Contrast gegen die Außenseite, welche ganz das Ansehen einer bevorstehenden Belagerung darbot.

Gegen Mittag wurde in der Schloßkapelle von dem Hauskaplan eine feierliche Messe gehalten, und dabei der Segen über die bevorstehende Verbindung ausgesprochen. Darauf begaben sich die Geladenen in den Eßsaal, um an der wohlbesetzten Tafel den übrigen Theil des Tages in angemessener Heiterkeit zu verbringen.

Frauen sind die Freude und der Schmuck beim Mahle, — ohne sie wird die ungezwungene Heiterkeit in steifen Ernst verwandelt, und das Ganze gewinnt das Ansehn einer an Langeweile gränzenden Eintönigkeit. Dies war, da außer Bertha und Margarethen keine Frauen gegenwärtig waren, auch hier der Fall; um so mehr, da Margarethen's Züge ein auffallendes Gepräge von Schwermuth trugen. Sie war in Nachdenken versunken und in sich gekehrt, welches in ihrem gegenwärtigen Zustande um so unerklärlicher war. Als Beyling sie um die Ursache befragte, entschuldigte sie sich mit einem nichtigen Vorwande, und bemühete sich, ihn durch eine erzwungene Heiterkeit vom Gegentheile zu überzeugen. — Dem Scheine nach beruhigte sich Beyling damit, doch mit dem festen Entschlusse, eine Gelegenheit zu suchen, um sie um die Ursache näher zu befragen.

Bertha war in ihrer gewöhnlichen heitern Stimmung, welche sie selten, es sei im Glücke oder in Widerwärtigkeiten, verließ, und sie mußte ihren Frohsinn zügeln, damit er nicht in ausgelassene Freude ausartete, da sie in Albrecht und Margarethen's Verbindung das einzige Ziel ihrer Wünsche erreicht sah. — Schon von frühester Jugend an hatte sie Margaretha auf die vortrefflichen Eigenschaften des Jünglings aufmerksam gemacht, und dem Herrn von Haamstede täglich diese Verbindung als wünschenswerth dargestellt, welches jedoch, wie wir gehört haben, von jeher in seinem Plane lag.

Das leuchtende Gestirn des Tages stand auf dem Punkte, sich zu entfernen, um in einem andern Welttheile die Schöpfung mit Feuer und Leben zu beseelen, und noch waren die Geladenen gemüthlich vereinigt. Die Unterhaltung, welche hauptsächlich die Vertheidigung des Schlosses, die Streitigkeiten der Hoecken und Kabliauen, Jacoba und den Herzog von Burgund betroffen hatte, wurde jetzt nur noch in Zwischenpausen fortgesetzt. Talente, Künste und Wissenschaften hatten noch nicht ihren gegenwärtigen Standpunkt erreicht, und man besaß damals wenig andere Mittel, als das Spiel, um sich vor Langerweile zu bewahren. Die Tafel wurde nun auch auf des alten Ritters Befehl aufgehoben, Brett-, Schach- und Damenspiel herbeigeschafft, und die Gäste saßen bald so vertieft dabei, als ob das Wohl und Wehe des Schlosses davon abgehangen hätte. —

Bertha war emsig beschäftigt, das Silbergeschirr der Tafel unter ihrer Aufsicht reinigen und wegstellen zu lassen. Die Einzigen, welche unbeschäftigt und sich selbst überlassen blieben, waren Albrecht und Margaretha, denn Ersterer nahm keinen Antheil am Spiele, weil er eine Unterhaltung mit Margarethen beabsichtigte. — Hierzu bot sich eine vortreffliche Gelegenheit dar, und er schlug Margarethen vor, einen Spatziergang in der Abendkühle vorzunehmen, welches sie in ihrer Stimmung um so lieber annahm, weil sie sich dadurch aus dem Gewühle der Gäste entfernte, und

diese mit einer erwünschten Einsamkeit vertauschen konnte.

»Wir werden die anmuthige ländliche Ruhe vermissen,« sagte Beyling, während er mit Margarethen am Arm über den Hofraum den Weg nach dem äußern Thore einschlug. — »Die schattigen Trifften sind in eine nackte Ebene umgeschaffen — aber ich werde nichts desto weniger Dir mit Wohlgefallen das Plätzchen wieder zeigen, wo das Wort Liebe zuerst unsern Lippen entquoll.«

Die Brücke wurde auf Albrechts Befehl niedergelassen, und beide verließen das Schloß; ungefähr in einer Entfernung von hundert Schritten befand sich eine Allee von Ulmen, die man zu zerstören nicht für nöthig gehalten hatte; dahin begaben sich beide, um dort ungestört weilen zu können. —

Selig in gegenseitiger Liebe wandelten beide einige Zeit fort; eine kleine, mit Moos bewachsene Anhöhe bot ihnen einen Ruheplatz. Hier, von dem Purpur der untergehenden Sonne beleuchtet, ließen sie sich nieder, und waren von dem Gefühl durchdrungen, daß auch diese Erde tausendfache Freuden darbiete, und an die Glückseligkeit erinnere, welche dem Rechtschaffenen nach seinem Tode bevorstehe. —

»Da wir nun allein sind, meine Geliebte,« sagte Beyling, sie zärtlich in seine Arme schließend. »Sag' mir jetzt, woher diese düstere Gemüthsstimmung, welche Dich, Trotz der Heiterkeit der Gäste, nicht verließ?«

»Du irrst Dich ganz gewiß, mein Freund,«

sagte Margaretha, welche das Glück des Geliebten nicht durch trübe Gedanken stören wollte. »Geräuschvoller Frohsinn ist meine Sache nicht, doch dies beweißt keineswegs, daß ich das mir zu Theil gewordene Glück nicht gehörig zu schätzen weiß.«

»Du willst mir das Innere Deines Herzens verschließen, Margaretha,« erwiederte Beyling; »doch vergebens. Ich lese in den tiefsten Falten Deines Herzens; doch ich will nicht auf weitere Aufklärung dringen, vielleicht hab' ich dies Vertrauen noch nicht verdient.« —

»Nicht verdient!« sagte Margaretha, »dann müßte die unendliche Liebe, mit der ich Dir zugethan bin, ein eitles Trugbild sein. Mein Herz soll immer so offen vor Dir darliegen als mein Angesicht, und daß ich jetzt schwieg, darfst Du keineswegs einem Mangel an Vertrauen zuschreiben. Ich wollte die Sonne Deines Glück's nicht durch schwermüthige Gedanken verdunkeln, doch jetzt, um jeden Zweifel zu heben, will ich Dir die Ursache meiner Gemüthsstimmung mittheilen. — Ein schauerlicher Traum ist die Ursache davon.« —

»Ein Traum?« fragte Beyling verwundert.

»Und nur ein sehr kurzer, aber er hat nichts desto weniger einen starken Eindruck auf mich gemacht. Höre mich an: Der Tag unsrer ehelichen Verbindung war erschienen. In dem Schlosse meines Vaters war alles heiter und froh, zahlreiche Gäste waren geladen, Turniere und Volksspiele sollten aufgeführt werden. — Die Stunde der Trauung

war herangekommen; wir begaben uns in die Kapelle und knieeten vor dem Altare nieder. Der Priester gebot uns, die Hände in einander zu legen, und wir waren im Begriffe, es zu thun, als in demselben Augenblicke eine Schlange unter dem Altare hervorkroch, und ihren mit Gift angeschwellten Kopf zwischen uns emporhob, um diese Vereinigung zu verhindern. In derselben Periode erschien auch ein gräßliches Ungeheuer und riß mir den Brautkranz vom Haupte. Ich wurde bei diesem Anblick ohnmächtig und — erwachte. — Kannst Du dies Traumbild als ein eitles Hirngespinst ansehen?«

»Ich kann nicht läugnen, daß der Himmel zuweilen einen Traum schickt, um den Sterblichen die Zukunft zu offenbaren, und ihnen dadurch ein warnendes Zeichen zu geben,« antwortete Beyling; »aber dennoch ist es abergläubisch, so fest daran zu glauben, daß man in seiner Einbildung diese Vorspiegelung als schon erfüllt betrachtet, obgleich die Verhältnisse, worin wir leben, das Gegentheil vermuthen lassen.« —

»Aber dürfen wir das annehmen?« erwiederte Margaretha. »Oder veranlassen uns die Umstände, diesem Traumbilde nicht zu mißtrauen? — Ohne Zweifel das Letzte. — Versuchen wir, so weit es uns Sterblichen vergönnt ist, in der Zukunft zu lesen, so finden wir, daß ein bösartiger Krieg uns bevorsteht, dessen Ende wir nicht absehen können. — Angenommen, es glückte Dir, meinem Bruder Widerstand zu leisten und ihm sein verbrecherisches Vor-

haben abzuwenden, was steht Dir dann bevor? — Immer an diesem unglückseligen Kriege Theil zu nehmen, und Dich täglich tausenden von Gefahren auszusetzen, welche einst für uns beide verderblich ausfallen werden. Die Besitzungen meines Vaters zu schützen, welche bald die Deinigen sein werden, ist Deine eigentliche Bestimmung. — Jetzt aber, da Du mit dem Tode Deines Vaters bekannt wurdest, sind Dir noch andere Pflichten auferlegt, und Du sollst dadurch der Verfechter der Kabliauen werden; blicke in die Vergangenheit, bedenke das traurige Schicksal so mancher Häupter beider Partheien, und dann beruhige, wenn Du kannst, meinen ängstlichen Blick in die Zukunft.«

»Mein Vater befahl mir, ihn zu rächen,« antwortete Beyling, »und dieser Befehl ist mir heilig. Dann sind seine Mörder zum Theil unbekannt, zum Theil verschieden, und ich bilde mir ein, daß dieser Auftrag in einem beschränkten Sinne aufzufassen ist, wohin auch Dein Vater mit einstimmt. Es kann keineswegs seine Absicht gewesen sein, mich zur Rache gegen Unschuldige anzufeuren; dieser Befehl kann daher als verjährt betrachtet werden. Doch würde ich seinem Andenken Schande machen, wenn ich mich der Sache unserer Parthei entzöge. Wie mancher Edelmann ist nicht gleichem Loose unterworfen, und wie kannst Du daher so trüben Ahnungen Dich hingeben? Ich versichere Dich, daß bei diesem unglückseligen Kriege mir das Herz blutet und ich ihn verabscheue; daher werde ich mich ihm nicht

mehr hingeben, als es meine Pflicht ausdrücklich erheischt, und nie muthwillig Gefahren aufsuchen. Übrigens lebe ich nur für Dich und die Deinigen.«

»Diese Zusicherung erleichtert mir das Herz. — Aber ach! Dein Muth und Deine Tapferkeit sind rühmlichst bekannt und erprobt, — man wird nicht unterlassen, sie in Anspruch zu nehmen.«

»Dem Willen des Himmels kann ich mich nicht widersetzen; doch werde ich mich niemals bereitwillig finden lassen, einen einzelnen Edelmann zu bekriegen; nur dem Fürsten, welcher durch die Vernichtung der Hoecken dem Kriege ein Ende zu machen sich bestrebt, dem werde ich meine Hülfe nie weigern.«

»Was mir die größte Sorge macht, ist der geheimnißvolle Brief; meine Ahnung läßt mich, ich befürchte es, den Inhalt errathen.«

»Und welches sind Deine Vermuthungen hierüber?« fragte Beyling.

»Daß Du darin zur Rache angespornt wirst, und Dein Vorhaben, welches mir Trost gewährt, dadurch auf einmal vereitelt wird.« —

»Welche Bestimmung mir auch bevorsteht, ich werde stets hochherzig handeln und muthig der Zukunft entgegengehen. Wir wollen uns stets zur strengen Befolgung unsrer Pflichten anfeuren, und stark durch gegenseitige Liebe nicht wanken, so heftig der Sturm des Schicksals auch wüthet.«

»Ich hoffe wenigstens, daß der Himmel mir Kraft schenken wird, mein Loos geduldig zu ertragen.«

»Laß uns heiter sein, und das Glück genießen, welches uns die Gegenwart beut;« erwiederte Beyling. »Wenn das Leben des Menschen einigen Werth haben soll, so darf er sich nicht um unglückliche und unabwendbare Ereignisse kümmern, die wir gar nicht berechnen können.«

Noch geraume Zeit redeten sie so fort, Beyling gab sich alle erdenkliche Mühe, den schwarzen Nebel, der den Geist seiner Geliebten umhüllte, zu zerstreuen, welches ihm auch zuletzt einigermaßen gelang. Endlich geleitete sie der einbrechende Abend in das Schloß zurück.

»Margaretha,« sagte der Herr von Haamstede mit einem Ernste, der sie nichts Gutes erwarten ließ. »Gehe zu Mutter Bertha, wir haben hier Sachen abzuhandeln, wobei Deine Gegenwart überflüssig ist.« —

Margaretha gehorchte ohne Bedenken, und Beyling sah erstaunt um sich her. Der Schauplatz hatte seit seiner Abwesenheit, eine ganz andere Gestalt angenommen. Brett — Schach — und Damenspiele waren unordentlich zur Seite geschoben, und auf dem Antlitze der Anwesenden, war ein düsterer Ernst zu erkennen. Der junge Ritter bemerkte nun einen Hauptmann, der ehrerbietig in einiger Entfernung stehen blieb. Er gehörte zu dem Beobachtungs-Corps, welches der Herr von Haamstede auf dem nördlichen Theile der Insel aufgestellt hatte, um ihn, wenn man eine Landung beabsichtigte, sogleich davon in Kenntniß zu setzen.

»Hier kommt Euer Befehlshaber, dem Ihr in der Folge, statt mir, Gehorsam leisten müßt,« sagte der alte Ritter; »wiederhölt jetzt, was Ihr uns so eben berichtet habt.«

»Der Hauptmann erzählte nun, daß man am Morgen eine Flotte entdeckt hätte, welche in einer Entfernung von einer Stunde von Browershaven eine Landung zu bewerkstelligen versuchte, doch der Brandung und der hohen See wegen, hiervon hätte abstehen müssen, welches sie jedoch, wenn der Wind sich beruhige, bestimmt wiederholen würde; man habe sichere Nachricht, daß es von Jacobens Kriegsvolke wäre.« —

»Glaubt Ihr, daß es ihnen geglückt ist, noch diesen Abend zu landen?« fragte Beyling, ohne durch diese Nachricht im geringsten beunruhigt zu sein, mit der Ruhe, welche eine Geistesgegenwart verräth, die man nur bei einem erfahrenen Kriegsmanne erwarten kann.

»Der Wind und die Ebbe waren ihnen dazu günstig.«

»Wie viel Segel habt Ihr gezählt?«

»Eilf.«

»Schon genug,« erwiederte Beyling; »entfernt Euch jetzt, bleibt aber in der Nähe. — Vielleicht bedarf ich Eurer Gegenwart.« —

Sobald der Hauptmann sich entfernt hatte, begab sich Beyling zu den versammelten Edelleuten. Man berathete einige Zeit. Darauf erhoben sich Alle, und umgürteten sich mit dem Schwerte, denn man

war einstimmig übereingekommen, wenn möglich, dem Feinde keine Zeit zur Landung zu lassen.

Der Gesang und Jubel der fröhlichen Unterthanen, wurde bald durch andere Gefühle verdrängt; man hörte nur das Stampfen der Pferde auf dem Schloßhofe, und ein emsiges Gespräch der Schildknappen, welche noch halb vom Weine begeistert, mehr als gewöhnlichen Muth an den Tag legten, was auch bei ihren Herren der Fall war, welche nicht lange auf sich warten ließen.

Margarethen's Haupt ruhete auf Bertha's Schulter; eine Thräne perlte in ihrem schönen, großen blauen Auge und rollte über ihr lilienweißes Antlitz. Sie hatte kaum ihren Traum erzählt, und sie glaubte ihn schon verwirklicht zu sehen.

»Eile mit Deiner bangen Besorgniß der Zeit nicht vor, mein Kind,« — sagte Bertha, vertraue Dem, der es gut hinaus führen wird, und keine Freude an unsern Leiden findet. Du würdest durch Deine Klagen den edlen Albrecht entmuthigen, wo er der Pflicht folgen muß.«

Der Ritter Albrecht trat vollständig gerüstet herein. — »Lebe wohl meine Theure,« sagte er zu Margarethen. »Ich gehe für Deine und Deines Vaters Sache in den Kampf; dies bürgt Dir, daß ich meine Pflicht treu erfüllen werde.«

»Sei tapfer, aber nicht verwegen, mein Sohn,« sprach Bertha, und bedenke, daß Margarethens Heil damit verknüpft ist.«

Beyling nahm nun einen zärtlichen Abschied

von seiner Geliebten. — Herzlich umarmte ihn auch Bertha, ermunterte ihn noch einmal zur Tapferkeit, aber auch zur Vorsicht, worauf er sich entfernte.

An der breiten Treppe, welche vom innern Hofraume in das Schloß führt, stand der Herr von Haamstede. »Mein Sohn,« sagte er mit Nachdruck, »die Zeit ist erschienen, wo Dir die Gelegenheit sich darbietet, einen glänzenden Beweis Deines Muthes und Deiner Geschicklichkeit abzulegen; bedenke aber stets dabei, daß Umsicht oft mehr als wilde Tapferkeit vermag.«

»Ihr sollt mit mir zufrieden sein, mein Vater!« sagte Beyling, und die beiden Männer sagten sich bei einer herzlichen Umarmung Lebewohl.

Der Vorhof zitterte von dem Stampfen der muthigen Streitrosse, welches aber in wenigen Minuten durch eine Todesstille ersetzt wurde.

Margaretha trat an das Fenster, welches auf den innern Schloßraum ging. »Da ziehen sie muthvoll und begeistert hin, während die ängstlichste Besorgniß mir am Herzen nagt,« sagte sie, ihm wehmüthig nachsehend.

Sechszehntes Capitel.

Wir wollen die Angelegenheiten auf der Insel Schouwen einen Augenblick in diesem Zustande

verlassen, uns nach Südholland begeben, dem Hofe von Baiern folgen, und daselbst untersuchen, was inzwischen vorgefallen.

Floris von Kyfhoek stand, man kann nicht besser, seiner Würde vor, und Jacoba hätte ihre Sache Niemandem anvertrauen können, der sich ihrer treuer angenommen hätte; doch sie entdeckte bald, daß Eigennutz und Durst nach Rache hinter diesem Eifer verborgen lag, und nicht ohne Besorgniß beobachtete sie das Verfahren eines Mannes, der die schändlichste Willkühr und abscheulichste Grausamkeit mehr und mehr offenbarte.

Es ist wahr, ganz Südholland wurde mit dem Schwerte erobert und Jacoben unterworfen. Doch keineswegs der Art, daß ihr der anhaltende Besitz verbürgt wurde. Sie wünschte ihn sich durch die Liebe ihrer Unterthanen zu sichern und den Streit der Hoecken und Kabliauen beizulegen. Doch der Weg, den Floris von Kyfhoek einschlug, machte dies unmöglich, denn mit unerhörter Grausamkeit, wüthete er gegen die Letztern. Mehrere Edelleute ließ er tödten, wodurch er seinen Stamm auf ewige Zeiten brandmarkte, und bei vielen Hoecken, welche keineswegs wünschten, daß die Rache immermehr angefacht würde, machte er sich verhaßt.

Jacoba sah mit Besorgniß der Zukunft entgegen, denn ein furchtbarer Feind rüstete sich zu ihrer Vernichtung. —

Philipp von Burgund, kehrte nach diesen Ereignisse in seine Staaten zurück, wo seine Gegen-

wart, einer Fehde wegen, mit einem benachbarten Fürsten durchaus nothwendig war. Kaum aber hatte er einigen Vortheil über seinen Feind davon getragen, so richtete er sein Hauptaugenmerk wieder auf Holland und Zeeland, und strebte eifrigst nach dem Besitze dieser beiden reichen Provinzen. Er begab sich nach Dortrecht, den Kabliauen zugethan, und ließ sich dort als Schirmvoigt huldigen, doch zu Jacobens Glücke, mißtrauten ihm die meisten Edlen seiner Herrschsucht wegen, und sein Gesuch an die übrigen Städte, welche sich noch gegen den Anhang der Gräfin vertheidigten, ihm Hülfstruppen zuzuschicken, wurde ihm abgeschlagen.

Philipp brachte zwar ein Heer von Zeeländern und Holländern zusammen, aber seine Macht war zu gering, um gegen Jacoba, welche durch Floris von Kyfhoeks Beistand, ihre Macht immer mehr ausdehnte, Etwas zu unternehmen. — Die Kabliauen überzeugten sich bald, daß ihr Mißtrauen nicht ungegründet war; denn der Herzog ertheilte den Befehl, in seinen Burgundischen Staaten ein zahlreiches Heer zu werben, und damit die beiden Grafschaften zu erobern, ohne sich an ihren Rath oder Einwilligung zu kehren.

Einem solchen Betragen mußte es daher zugeschrieben werden, daß die meisten Städte sich nicht hartnäckig vertheidigten, und lieber Jacobas Herrschaft, als die des Herzogs wählten, dessen despotischen Scepter sie fürchteten.

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, wo

Philipp von Burgund beschäftigt war, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen, während Floris von Kyfhoek sein Augenmerk auf Zeeland richtete, und den Plan festsetzte, nach Einnahme der Insel Schouwen, sich dieses ganzen Landes zu bemächtigen.

Wir brauchen dem Leser, nachdem wir ihm mit Floris von Kyfhoek's Character bekannt gemacht haben, nicht zu versichern, daß nichts weniger, als wahres Interesse für die Sache der Gräfin, das Ziel seines Strebens war. Nein, Rache, Ruhm und Ehre war sein alleiniges Trachten. Deßhalb und keines andern Grundes wegen, hatte er für Jacoba während ihrer Gefangenschaft, sein Leben aufs Spiel gesetzt. Seine Hirngespinnste eröffneten ihm die schönsten Aussichten, obgleich er die damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren sich nicht verheimlichte. Er vertraute auf Jacobas Dankbarkeit, wenn ihre Befreiung ihm glückte, auf ihren Anhang, seinen Müth und seine kriegerische Geschicklichkeit. Von des Herzogs von Glocester Untreue überzeugt, strebte er schon nach dem Herzoglichen Scepter. Er hoffte, daß die Gräfin, wenn sie ihm allein ihre Wiedereinsetzung zu danken hätte, aus Erkenntlichkeit ihm ihre Hand nicht versagen könnte. Man konnte diese Hoffnung, als noch viel zu verrichten war, mit Recht Luftschlösser nennen, aber jetzt, da schon so manches geglückt, und er schon so vieles für sie gethan hatte, war sie nicht ohne allen Grund, um so mehr, da Johann von Bra=

band gestorben war, ihre Verehelignng mit dem Herzoge von Glocester ungültig erklärt, und dieser öffentlich sich verehlicht hatte. —

Floris von Kyfhoek glaubte, daß der Zeitpunkt nahe wäre, wo er der Gräfin seine Hand antragen könnte; aber er sah auch ein, daß wenn er sich damit übereilte, er übetall auf große Hindernisse stoßen würde, und Jacobens Freunde, bei denen er sich, seiner Grausamkeit und Willkühr wegen verhaßt gemacht hatte, ihn als einen Glücksritter ansehen würden. Es ist wahr, er war aus edlem Blute entsprossen, und der Sohn einer der mächtigsten und reichsten Edelleute Zeelands, aber er war von seinem Vater verstoßen und enterbt; weßhalb er sich zuvor mit gewaffneter Hand zum Herrn seiner väterlichen Besitzungen machen, und den Titel, welchen diese verliehen, annehmen wollte, um dann der Gräfin anschaulich zu machen, daß eine Eheverbindung ihren Angelegenheiten sehr förderlich sein würde. Es wurde ihm nicht schwer, sein Hauptaugenmerk der Gräfin zu verbergen, und sie zu der Einnahme Zeelands zu bewegen, wo dann mit Schouwen der Anfang gemacht werden sollte.

Jacoba dachte nicht im Entferntesten an eine Verbindung mit dem Ritter von Kyfhoek; denn erstens glaubte sie keineswegs, daß obgleich seine Herrschsucht aus allem hervorleuchtete, seine Vermessenheit so hoch steigen würde, und zweitens hatte sie fest beschlossen, wenn sie eine vierte Ver-

bindung eingehen sollte, nicht ihren Vortheil — sondern ihre Neigung zu Rathe zu ziehen, und dann konnte von Floris von Kyfhoek keine Rede sein; dankbar sich zu beweisen, war ihr fester Vorsatz, aber übrigens hegte sie eine gewaltige Abneigung gegen ihn. Sie hielt ihm oft seine Grausamkeit vor und der Nachtheil, der daraus hervorgehen müßte, doch Floris nahm dies sehr übel auf, und Jacoba, die ihn fürchtete, da er sich gerade hierdurch bei den gemeinen Hoecken sehr beliebt gemacht hatte, ließ es dabei bewenden. Ungeachtet aller Dienste und allem Eifer, welchen er für sie bewies, konnte sie nur mit Mühe ihre Abneigung verbergen, wenn er mit Händen, von dem Blute ihrer Unterthanen befleckt, vor ihr stand; aber sie sah wohl ein, wie sehr sie von ihm abhing, und wollte sich nicht seine Feindschaft zuziehn; doch oft berathschlagte sie mit ihren vertrauten Freunden, wie, wenn sie einst wieder in dem ruhigen Besitz ihrer Grafschaften wäre, dem Ritter Floris von Kyfhoek, ohne das Schändliche der Undankbarkeit auf sich zu laden, seine Macht, die ihr vielleicht gefährlich werde, genommen werden könnte.

Der Anschlag auf der Insel Schouwen, oder vielmehr der Plan, sich des Schlosses Haamstede zu bemächtigen, war leichter zu machen, als auszuführen, und Mancher würde von einem solchen Wagniß, der Gefahren und Mühseligkeiten wegen, die damit verbunden waren, abgeschreckt worden sein. Man mußte, da die meisten Edelleute und Städte,

Kabliauisch gesinnt waren, auf eine hartnäckige Vertheidigung rechnen, und es gehörte eine gut ausgerüstete Flotte und ein mächtiges Heer dazu, um mit einiger Hoffnung einen solchen Plan zu unternehmen.

Floris von Kyfhoek war der Mann nicht, der sich so schnell abschrecken ließ, und sein an Mitteln zu seinem Zweck unerschöpflicher Verstand, leistete ihm hierin willig seine Dienste. Er hatte den Plan zu dem bewußten Vorhaben so lange verborgen gehalten, bis er die Ausführung möglich hielt; da begab er sich zu Jacoben, nicht so sehr um ihre Einwilligung, sondern ihre Hülfe und Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Jacoba vermuthete nicht, daß Eigennutz hauptsächlich unter diesem Vorhaben versteckt wäre, denn nichts war natürlicher, als daß sie, nachdem sie sich des ganzen südwestlichen Theils der Provinz Holland bemächtigt hatte, auch einen Versuch machte, ihre Herrschaft in Zeeland festzustellen, und da diese Provinz ihr besonders werth war, so hörte sie mit Wohlgefallen diesen Vorschlag an. Die verschlagene, in Kriegsangelegenheiten erfahrene Frau, sah auch sehr wohl ein, daß sie dazu ansehnlicher Hülfsmittel bedürfe, und machte ihm anschaulich, daß ihr in diesem Augenblicke die Kräfte dazu gebrächen, um so mehr, da eine Flotte, welche sie zu einer Landung in Nordholland ausgerüstet, von den Kabliauen völlig geschlagen und vernichtet wäre.

»Das ist leider wahr, gnädige Frau!« sagte

Floris von Kyfhoek, »und durch eigene Mittel können wir unmöglich unser Ziel erreichen, aber ich rechne zuversichtlich auf fremde Hülfe.«

»Auf fremde Hülfe?« fragte Jacoba erstaunt.« — »Bin ich nicht von Allen verlassen? Habe ich nicht England und Frankreich zu Feinden? — Saget mir, wer würde in solchen Verhältnissen sich mit Jacoba verbinden wollen?«

»König Eduard.«

»Der Bruder des Herzogs von Glocester, — der mich so schändlich, als treulos verlassen hat?«

»Es treten gewisse Umstände im Leben ein,« sagte Floris von Kyfhoek, »wo das Ehrgefühl uns hindert, Mittel in Anspruch zu nehmen, welche unser Vortheil erheischt; aber in der Politik ist man nicht so eigen. Der Zweck huldigt die Mittel, und wer diesen Grundsätzen Loyola's nicht huldigt, und stets seine Handlungen auf Rechtlichkeit und Gerechtigkeit stützt, setzt sich der Gefahr aus, von den Mächtigern verschlungen zu werden.«

»Ach! ich habe leider diese traurige Erfahrung gemacht,« erwiederte Jacoba.

»Deßhalb müßt Ihr Eure beleidigte Ehre bei Seite setzen, und so wie Andere Euer Interesse zu Rathe ziehn; dieß wird Euch nicht minder als das Schwert, den ruhigen Besitz Eurer Grafschaften zusichern. Der Herzog von Glocester, hat sich auf ausdrückliches Verlangen des Königs Eduard,

mit Euch verbunden. — Ihr fühltet eine Abneigung gegen ihn, doch Politik veranlaßte Euch, seine Hand anzunehmen. Das Oberhaupt der Kirche erklärte Eure Ehe ungültig, und der Herzog, welcher Euch nicht zugethan sein konnte, da er schon eine Andere liebte, war deßhalb froh, glaubt sich wieder frei, und geht eine neue Verbindung ein. Ich sehe nicht ein, daß dies Alles so schändlich und treulos ist. Beide Partheien hatten sich übereilt, und da sie, vom ersten Zusammentreffen mehr Ab= als Zuneigung empfunden, so dient es zu beider Heil und Glück, daß dies Band zerrissen ist.«

»Ihr nehmt also die Ehe, als ein Band, das man nach Willkühr knüpfen und wieder lösen kann, und achtet den Eid nicht, welcher gegenseitig vor Gottes Angesicht, feierlichst abgelegt ist?«

»Eine Politische Ehe ist nichts anders, als ein geschlossener Friede; man befolgt die Punkte des Vertrags und freut sich der gegenseitigen Vereinigung so lange, als es beiden Partheien Nutzen gewährt. Wenn aber die Umstände sich verändern, und neues Interesse uns leitet, dann wird der Freundschaftsbund bald vergessen. Ein Fürst ist einem Wucherer gleich, der seine Tochter dem Meistbietenden verhandelt. Er kümmert sich wenig um die Folgen, und betrachtet ihren Gemahl kaum als ein Glied seiner Familie. Ist der neu erlangte Schwiegersohn reich, dann hält er ihn zum Freunde; bedarf er aber seiner Hülfe, oder kämpft er mit Widerwärtigkeiten, dann hört ein jedes Verhältniß

auf, und er betrachtet sein Kind als eine Waare, die er mit Wucher losgeschlagen hat.«

»Ach! hätte ich diese Wahrheit nur früher eingesehn,« sagte Jacoba seufzend.

»Ich sehe gar keinen Grund ein, warum Ihr König Eduard's, ja selbst des Herzogs von Glocesters Hülfe, wenn sie angeboten würde, zurückweisen solltet.«

»Der Herzog von Glocester, würde mir seine Hülfe anbieten?« fragte ihn Jocoba erstaunt und ihn ungläubig ansehend. —

»Diesem muß man zuvorkommen, um Euren Stolz nicht zu beleidigen: denn so nichtig man auch eine Verbindung zwischen Fürsten betrachtet, so läßt es doch Eure Ehre nicht zu, den König oder Herzog um Hülfe zu bitten; es muß im Gegentheil den Anschein haben, als wenn sie Euch angeboten würde.«

»Wenn die Bemächtigung Zeelands davon abhängt, dann können wir wenigstens dessen Besitznahme nicht gebieten,« bemerkte Jacoba.

»Ich bin anderer Meinung, gnädige Frau! und glaube, daß wir unsern Zweck vollkommen erreichen werden, wenigstens zweifle ich nicht an dem guten Erfolge, wenn Ihr mir Vollmacht ertheilen wollt, für Euch und Euren Namen mit dem Könige von England zu unterhandeln.«

»Ich habe den Ritter von Kyfhoek zu gut kennen gelernt, um, wenn er eine Sache möglich hält, so ungereimt sie auch erscheine, für unmög-

lich zu halten. Doch muß ich noch bemerken, daß Philipp von Burgund und König Eduard Bundesgenossen, und durch Bande der Freundschaft eng mit einander verbunden sind.«

»Dem Anscheine nach, und weil beider Politik dies erfordert; aber dessen ungeachtet, würden sie nicht unterlassen, im Geheimen, der Eine des Andern Untergang zu bewerkstelligen! König Eduard fürchtet den mächtigen Herzog von Burgund, und bemühet sich Alles anzuwenden, ihn zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Philipp läßt sich dies gern gefallen, wenn ihn nur Eduard nicht verhindert, seine Macht auszudehnen und Jacoba von Baiern ihrer Grafschaften zu berauben; so sollte man sagen, daß sie sich bemühen, sich in der Ausbreitung ihrer Macht behülflich zu sein, und doch erfassen sie eine jede Gelegenheit, sie zu verringern. Eduard beobachtet mit Besorgniß die Herrschsucht des Herzogs von Burgund, und brennt vor Verlangen, ihn ohne öffentlich den Frieden zu brechen, einen gefürchteten Schlag beizubringen.«

»Aber wie würde er mir Hülfe leisten können, ohne daß Philipp davon unterrichtet würde?« fragte Jacoba.

»In der Politik fehlt es selten an Auswegen,« erwiederte der Ritter, »zum Beispiel: die Hülfe, welche er Euch zukommen läßt, wird nicht von ihm, sondern von seinem Bruder, dem Herzoge von Glocester gesandt, welcher Eurer früheren Verbindung

wegen, Euch nicht hülflos lassen will, und wenn Philipp es übel deutet, so giebt König Eduard vor, daß es ohne sein Mitwissen oder Zustimmung geschehen ist; übrigens ist die Flotte schon an dieser Küste und hat sie vielleicht schon erreicht.«

»Wie wird die Welt mich beurtheilen, wenn ich niedrig genug bin, die Hülfe eines Mannes anzunehmen, der willkührlich die heiligsten Beziehungen gebrochen hat.«

»Der Herzog von Burgund erfaßt begierig jedes Mittel, so unrein es auch sei, Euch Eurer Herrschaft zu berauben, und solltet Ihr nicht, gnädige Frau, um sie zu behaupten, Eure beleidigte Ehre hintansetzen, oder wenigstens den Schein annehmen. Übrigens bleibt es stets ein tiefes Geheimniß, daß Ihr um diesen Beistand nachgesucht habt, und die Welt sieht es an, als würde sie Euch vom Herzoge von Glocester geboten, um dadurch das Euch angethane Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen. Mit einem Worte, gnädige Fürstin, verlaßt Euch ganz auf mich, und haltet Euch überzeugt, daß ich nicht nur Euren Nutzen, sondern auch Eure Ehre vor Augen haben werde.«

»Ich zweifle noch immer an einem guten Erfolge. — Inzwischen, meine Angelegenheiten stehen so, daß ich entweder auf die Regierung verzichten, oder ein jedes Mittel ergreifen muß, und ich kann mein Betragen, so sehr ich auch jede Unrechtlichkeit verachte, durch die Macht der Verhältnisse rechtfer-

tigen. — Versuchet also Alles, was Ihr für mich thun könnt.«

Wenn wir den Besitz einer Sache zu erlangen wünschen, welche uns überaus werth ist, dann wird es nicht schwer, alle Mittel, welche man dazu verwendet, als mit der Ehre vereinbar zu rechtfertigen. Jacoba überzeugte sich daher bald, daß Floris von Kyfhoek Recht haben könnte, als er den Herzog von Glocester rechtfertigte und ihr bewies: daß eine aus Politik geschlossene Ehe, mit der Liebe nichts gemein habe. Der Herzog erschien allmählig in ihren Augen minder strafwürdig; nicht weil sie sich weniger beleidigt hielt, sondern weil sie dachte, daß die Erfüllung ihres Lieblingszwecks, die Besitznahme ihrer Grafschaften damit verknüpft wäre. — Sie hatte zwar einen großen Theil wieder erobert, aber Philipp von Burgund warb ein zahlreiches Heer, und würde sie, ohne fremde Hülfe, bald durch seine Übermacht vernichten, und der Muth und die Tapferkeit des Ritters von Kyfhoek und ihrer Freunde, würde ohne eine solche nicht im Stande gewesen sein, ihm Widerstand zu leisten. Hiervon war sie fest überzeugt, und die Behauptung ihrer Grafschaften war ihr vollkommen so theuer, als ihr Leben.

»Ich werde Euch daher um einen geheimen schriftlichen Auftrag ersuchen,« sagte Floris von Kyfhoek, nachdem sie eingewilligt hatte, »worin Ihr mir unumschränkte Vollmacht ertheilt, mit dem Könige in Eurer Angelegenheit zu unterhandeln.«

»Unumschränkt?« fragte Jacoba nicht ohne Mißtrauen, da sie anstand, ihm mehr Macht zu ertheilen, als durchaus nothwendig war. — »Eure Sendung beschränkt sich ja doch nur auf das Gesuch der fraglichen Hülfe.«

»Ich weiß nicht, welche Bedingungen gemacht werden können, und dann müßte ich Jemanden zu Euch senden, um Eure Einwilligung zu bitten, und durch die damit verlorene Zeit, würde vielleicht die erbetene Hülfe nicht mehr nöthig sein, denn man sagt, daß Philipp schon damit umgeht, einige Festungen in Zeeland zu verstärken. — Dieß zu meiner Rechtfertigung und um Euch zu überzeugen, daß ich keine Privatabsichten dabei habe.« — Übrigens,« fügte er mißvergnügt und in einem Tone beleidigten Ehrgeizes hinzu, »möchte ich rathen, Jemanden abzuschicken, der Euer vollkommneres Vertrauen verdient — und vielleicht findet sich ein Anderer, hierzu geschickter, als ich.«

»Ich weiß nicht, wie diese Frage Euch Veranlassung zu dieser scharfen Bemerkung geben kann; mich dünkt, daß man mir als Frau, diese Vorsicht in einer so kitzlichen Sache nicht verargen kann.«

»Wenn meine Treue zu Euch nicht erprobt wäre,« erwiederte Floris von Kyfhoek in einem hohen Tone, dann könntet Ihr Recht haben. Doch wir stehen oder fallen mit einander, und das geringste Mißtrauen reicht hin, unsern Feinden einen leichten Sieg zu verschaffen.«

Obschon der Gräfin diese Bemerkung nicht an=

genehm war, fühlte sie deren Richtigkeit. Sie hielt es deßhalb nicht rathsam, strenge darauf zu antworten; mehr als je hatte sie sich nun von ihm abhängig gemacht und hielt einen Rücktritt für unmöglich, und daher diesen Augenblick nicht geeignet, ihn auf den Abstand aufmerksam zu machen, der stets zwischen ihnen bestehen müsse. — Schon manchmal hatte sie sein leichtgereiztes Wesen erfahren und wollte sich dessen Folgen nicht wieder aussetzen. — Ohne daher diesen Umstand näher zu erörtern, ersuchte sie den Ritter, ihr in ihr Cabinet zu folgen, wo sie die Vollmacht, seiner Vorschrift gemäß einrichtete und sie ihm einhändigte.

»Wo gab es je einen in Gnade stehenden Höfling,« sagte der Ritter, »ohne einen Feind, der auf sein Verderben lauerte. Auch mit mir ist das wahrscheinlich der Fall; — doch ohne mich um diese giftige Brut zu bekümmern, werde ich ruhig meinen Weg verfolgen. Ich werde deßhalb in meinem Eifer und meiner Treue nicht wanken, und das Laster vor Jacobas Auge beschämen.«

Bei diesen Worten nahm er ehrerbietig der Gräfin Hand, küßte sie und entfernte sich schnell. Jacoba war bei diesem Abschiede bewegt; denn ungeachtet der Abneigung, die sie seiner ausgeübten Grausamkeiten wegen empfand, mußte sie doch anerkennen, daß sein Eifer ihr zu dienen, nichts zu wünschen übrig ließ, und seine Rachsucht abgerechnet, sie keinen treueren Diener verlangen konnte.

»Er mag in diesem Punkte zu tadeln sein,«

sagte sie zu sich selbst, »doch seine Anhänglichkeit an mich, ist erprobt. Es könnte auch wohl der Fall sein, daß Eifersucht allein die Veranlassung ist, mir den Glauben aufzudringen, daß er mir einst gefährlich werden könnte. Es ist mir nicht entgangen, daß er seinen Ton merklich geändert hat, aber wir sind auch enger mit einander verbunden, und bei einem Kriegsmanne, der seit Monaten das Schwert nicht abgelegt hat, muß man es einigermaßen entschuldigen.« Also sprach sie, und glaubte aus dem feierlichen Tone, womit er sie seiner Treue versichert hatte, schließen zu müssen, daß er nicht an dem Erfolge seiner Sendung zweifelte, und dadurch wieder ausgesöhnt war; denn sie vermuthete nicht im Entferntesten, daß er mehr mit seinem eigenen, als ihren Angelegenheiten beschäftigt sei.

Floris von Kyfhoek, eben so sehr Staats- als Kriegsmann, hielt sich überzeugt, wenn auch nicht vollständig, doch theilweise seinen Zweck zu erreichen. Von zweien seiner Günstlinge begleitet, begab er sich nach Helvoetsluis, wozu ein, seit einiger Zeit für ihn ausgerüstetes Schiff segelfertig lag, und er schiffte sich ein. — Ein günstiger Wind brachte ihn nach Verlauf einiger Tage wohlbehalten nach Dower, von wo er sich nach London begab, und seine Unterhandlungen mit dem Könige von England eröffnete.

Er setzte dem Könige umständlich den Zustand der Niederlande auseinander, und machte ihm an-

schaulich, daß wenn er Jacoba Beistand leistete, er der Ausdehnung der Macht des Herzogs von Burgund Gränzen setzte. Eduard machte ihn auf die freundschaftlichen Verhältnisse aufmerksam, welche zwischen Beiden bestand, und auf den Vortheil, sie zu unterhalten. Doch Floris von Kyfhoek nannte den Herzog von Glocester, auf dessen Namen es dem Scheine nach geschehen könnte, und trug die Sache so klar vor, daß Eduard dem Verlangen nicht widerstehen konnte, seinen Bundesgenossen im Geheimen zu schaden, und bald seine Zustimmung zu geben.

In der größten Eile, und der strengsten Geheimhaltung, wurde eine Flotte ausgerüstet, mächtiger als Floris von Kyfhoek erwarten durfte. Dieser hatte unterdessen die Gunst des Königs zu erlangen gewußt, welcher von seiner Gewandtheit im Kriegshandwerke, welches er im Kampfe für Jacobas Sache bewiesen hatte, durchdrungen, ihm den Oberbefehl übertrug. Kaum drei Wochen später lief er in Helvoetsluis ein, und diese bedeutende Verstärkung erweckte bei den Hoecken allgemeine Freude, um so mehr, da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Philipp von Burgund eine ansehnliche Kriegesmacht hierher führte, um Zeeland gegen einen Anfall mit Hülfsmannschaft zu versehn.

Siebenzehntes Capitel.

Von Stolz und Eigendünkel aufgebläht, da der Erfolg der ihm aufgetragenen Sendung seine Erwartung selbst übertroffen hatte, setzte Floris von Kyfhoek Fuß ans Land; verschiedene Edelleute der Hoecken, und die Bürger von der Ankunft der englischen Flotte unterrichtet, strömten nach dem Hafen, um die Bundesgenossen mit lautem Freudenjubel zu begrüßen. Nicht wenig Genugthuung gewährte dem Befehlshaber diese Begeisterung, welche er nicht ohne Grund, — denn ihm hatte man diese Hülfe zu verdanken, — sich aneignete.

Jacoba hatte ihren Freunden, nach der Abreise des Ritters Floris von Kyfhoek, den von ihm entworfenen Plan mitgetheilt und deßhalb Rath mit ihnen gepflogen. Man war zwar nicht dagegen, fand aber große Schwierigkeiten, weil Jedermann die Möglichkeit der Ausführung bezweifelte. — Man machte Jacoba aufmerksam, wie ihre Ehre dadurch beleidigt, und man sie überall verspotten würde, wenn sie, wie es ihrer Meinung nach gewiß der Fall wäre, sich in ihren Hoffnungen getäuscht sähe. Die Gräfin rechnete jedoch auf die Versicherung, welche der Ritter ihr bei seiner Abreise gemacht hatte, denn sie kannte ihn; aber zuletzt, als er nichts von

sich hören ließ, denn er hatte ihr der Überraschung wegen, Alles verschwiegen, zweifelte sie an einem guten Erfolge. Um so mehr wurde sie überrascht, als sie seine und seiner Flotte Ankunft, worüber er den Befehl hatte, erfuhr.

Überall gereichte es den Hoecken zur größten Freude, da man mit vieler Besorgniß dem Herzoge von Burgund an der Spitze seines Heeres entgegen sah. Jacoba war beim Empfange des Schreibens, das ihr Floris von Kyfhoek zuschickte, überaus glücklich, und er hatte sich dadurch wieder völlig in ihrer Gunst festgesetzt. Sie selbst eilte ihm zwei Stunden Wegs entgegen, überhäufte ihn mit Danksagungen, und nannte ihn in Gegengewart aller Hoeckschen Edelleute ihren Freund und Beschirmer.

Der weibliche Charakter gefällt sich in den Extremen und rühmt oft heute, was ihm gestern verächtlich erschien. Sobald nur irgend eine wichtige Handlung ihre Aufmerksamkeit rege gemacht und ihnen Ehrerbietung oder Bewunderung entlockt, sind sie eben so bereitwillig mit ihrem Lobe, als früher mit ihrer ungünstigen Beurtheilung, ohne den Mittelweg zu wählen, noch zu bedenken, daß der Umstand, welcher jetzt ihr Wohlgefallen erregt, noch vor Kurzem ihnen Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Auch Jacoba war von dieser Schwachheit nicht frei zu sprechen, und Floris von Kyfhoek, den sie gestern noch ungünstig beurtheilte, wurde nun mit Beweisen ihrer Freundschaft überhäuft. Alle

Grausamkeiten, deren er sich früher schuldig gemacht hatte, waren jetzt vergessen, und sie betrachtete nun den Mann, welcher durch seine Herrschsucht und den stolzen Ton, den er sich anmaßte, ihr gefährlich zu werden schien, als ihren Schutzheiligen und vergaß dabei, daß er jetzt die Höhe erreicht hatte, wodurch sie ganz und gar von ihm abhängig geworden war. —

Die Hoeckschen Edelleute, ruhiger über Alles nachdenkend, theilten die allgemeine Freude nicht, sondern blickten besorgt in die Zukunft. — Auch konnte Floris von Kyfhoek ihnen nicht ganz verbergen, daß er ein anderes Ziel vor Augen habe, als das der reinsten Theilnahme für das Schicksal der Gräfin; sie sahen sehr richtig voraus, daß er Jacoba auf den Punkt versetzen wollte, wo sie dann so zu sagen gezwungen wäre, seine Hand anzunehmen.

Jacoba hierdurch verleitet, that einen Schritt, welcher ihr in der Folge zum Nachtheil gereichen mußte. Sie machte die Edelleute und Städte mit dem Zwecke bekannt, weßhalb die Flotte da sei, und bezeichnete ihnen Floris von Kyfhoek als den Mann, welchen sie diese Hülfe zu verdanken hatten; doch bald bereute sie ihre Übereilung. Das Volk vergaß in seinem Entzücken seine Fürstin, wählte den Ritter von Kyfhoek zum Schirmvoigte, und einige Städte trieben es so weit, ihn zum Grafen von Holland und Zeeland erheben zu wollen.

Dies brachte Jacoba zum Nachdenken, und sie betrachtete mit ängstlicher Besorgniß den Standpunkt, worauf der Ritter von Kyfhoek sich schon versetzt hatte. Das Geschrei eines nach Brot verlangenden gemeinen Haufens war zwar nicht als Volksstimme anzusehn, und daher nicht wichtig genug, aber sie gaben Floris von Kyfhoek zu Etwas Veranlassung, woran sie, ihrem Vermuthen nach, noch nicht gedacht, und dies war um so gefährlicher zu einer Zeit, wo sie sich völlig von ihm abhängig gemacht hatte. Doch der Augenblick rückte heran, wo sie seinen Zweck genauer kennen lernen sollte, denn die Zeit sich zu verstellen, war nun bei ihm vorüber.

So sehr sie auch von dem Glücke, welches ihr zulachte, eingenommen war, so hatten die Hoeckschen Edelleute, ihre Freunde, doch nicht unterlassen, sie aufmerksam zu machen, daß Floris von Kyfhoek an der Spitze einer zahlreichen Kriegsmacht, ihr nicht minder gefährlich werden könnte, als der Herzog von Burgund, und man gab ihr zu verstehen, daß er, um einen gewissen Zweck zu erreichen, sich den Oberbefehl habe auszuwirken gewußt. Jacoba berathschlagte im Geheimen mit ihren Freunden über die Mittel, sein Ansehn so viel als möglich zu schwächen, doch Niemand hielt es in diesem Augenblicke rathsam, darauf zu dringen. Die Sache war nun einmal so weit gediehen, man mußte die Folgen abwarten.

Jacoba sah nun sehr bald die Wahrheit des-

jenigen ein, was ihre Freunde ihr vorausgesagt hatten. Floris von Kyfhoek, auf den Gipfel des Ansehns erhoben, betrieb alle Kriegsangelegenheiten nach seinem Wohlgefallen, ohne die Gräfin zu Rathe zu ziehn. Auch in der Regierung verlangte er eine entscheidende Stimme. Jacoba wollte nun gern ihren Fehler wieder gut machen, indem sie ihn mehr als einen Untergebenen behandelte; doch Floris wußte dies bald zu vereiteln, trat immer auf einen höhern Fuß, und wußte das Gewichtige seiner Person immer mehr hervorzuheben. —

Es wurden nun alle Vorkehrungen zu einem Einfall in Zeeland gemacht. Kyfhoek hob noch einige tausend Mann Kriegsvolk aus, und rief die Edlen zusammen, welche, obgleich sie gegen Jacobas Günstling feindlich gesinnt waren, sich nicht weigerten, seine Aufforderung zu befolgen. Es sei aus Furcht, oder auch, weil sie das Wohl des Vaterlandes dem Ihrigen vorangehen ließen, mehre holländische Städte rüsteteten auf ihre Rechnung Schiffe aus, so daß hierdurch und durch die noch geworbenen Mannschaften, eine bedeutende Verstärkung bewirkt wurde. Alle Geräthschaften, welche die Belagerungskunst in jenen Zeiten erfunden hatte, wurden eingeschifft, und bald war Alles zum Absegeln bereit, und man erwartete nur noch den Befehlshaber, welcher sich an Jacobas Hofe zu Gouda aufhielt.

Kyfhoek hatte durch seine Spione die Nachricht erhalten, daß auf der Insel Schouwen, unter

seines Vaters Befehl ein Heer versammelt wäre, um eine Landung kräftig abzuwehren, daß der Herzog von Burgund eine zahlreiche Macht zu Antwerpen einschiffte, um Zeeland zu decken. Er war nicht verwegen genug, eine Niederlage unmöglich zu halten, aber er berechnete den Wechsel des Krieges. Wenn er geschlagen wurde, dann waren alle seine schönen Aussichten zu Grunde gerichtet; deßhalb wollte er sich zum Voraus die Belohnung zusichern, welche er sich selbst für seine geleisteten Dienste festgesetzt hatte.

Ohne zuvor die am Hofe gebräuchlichen Förmlichkeiten zu beobachten, und ohne sich eine Abschieds-Audienz zu erbitten, begab sich Floris von Kyfhoek in das Cabinet der Fürstin, welche gerade beschäftigt war, einige Schreiben an Hoecksche Edelleute in Zeeland abzufassen, und sie anzuspornen, den festgesetzten Anschlag zu unterstützen. Sie sah erstaunt auf, als von Kyfhoek in voller Rüstung vor ihr stand.

»Was bedeutet diese Tracht?« fragte Jacoba, obgleich sie es errieth.

»Alles ist bereit, gnädige Fürstin!« antwortete der Ritter. »Noch heute ziehen wir zu unserer Bestimmung fort.«

»Dies konnte ich so schnell nicht vermuthen,« sagte Jacoba in einem scharfen Tone, »weil Ihr mir noch nichts davon mittheiltet. Ich kenne weder den Plan Eures Feldzuges, noch die Zeit Eures Abmarsches; brauch' ich beides nicht zu wissen?«

»Das Letzte habe ich erst heute festgesetzt — und mit dem Ersten bin ich mit mir noch selbst nicht einig,« erwiederte der Ritter gleichgültig, »ich würde sonst Gefahr laufen, Euch eine Unwahrheit zu berichten. In diesen Zeiten, ist es eine unerhörte Thorheit, an dergleichen Kleinigkeiten zu hängen. Ein Feldherr muß nicht von den Befehlen seines Fürsten abhangen, wenn gut und vorsichtig gehandelt werden soll.«

»Um so weniger von einer Fürstin, welche in Kriegssachen noch viel minder erfahren ist,« erwiederte Jacoba, »setzet dies unverholen hinzu, denn es scheint Euch nahe gelegen zu haben; doch genug hiervon, ich will meine Stimme hierin nicht geltend machen, weil mir die nöthigen Kenntnisse fehlen. — Daß Ihr aber, ohne eine Abschiedsaudienz zu begehren, so ganz zu Eurer Abreise gerüstet, hereintretet, das ist gegen Ehrerbietung und Anstand, und wenn Ihr dieß auch als etwas Geringfügiges betrachtet, so muß ich Euch doch sagen, daß es zu den Schwächen der Frauen gehört, daran zu hangen. Ich hatte mich, bevor Ihr Ehre und Ansehn erlangtet, hierüber nicht zu beklagen.«

»Und das ist sehr natürlich,« antwortete Kyfhoek, »denn da dieß mich näher zu Euch stellt, so wird der Abstand um so geringer. Ich werde nie die Achtung und Ehrfurcht, welche ich Euch schuldig bin, aus den Augen verlieren, aber es ist, um mich gelinde auszudrücken, ungereimt, solchen höfischen Förmlichkeiten und kriechende Unterthänigkeit

zu fordern. — Ich bin kein Werkzeug in der Hand eines Fürsten, — sondern ein Sohn der Freiheit, welcher aus Liebe für sein Vaterland streitet.«

Jacoba sah ihn bei diesen Worten gewissermaßen verlegen an, und Floris von Kyfhoek zog die Augenbraunen zusammen, während die schwarzen Augen, welche darunter funkelten, wild hin und her rollten; sie kannte den gefährlichen Zustand, worin sie ihn versetzt hatte, und bereute bald ihre Unbesonnenheit. — Sie wußte, daß er fürchterlich in seinem Hasse war, und sah das Thörichte ein, es ihm so empfindlich, besonders in diesem Augenblicke ausgesprochen zu haben. »Ritter von Kyfhoek,« sagte sie, »verzeihet mir meine Aufwallung, hier ist meine Hand.«

»Ihr habt mich entwaffnet, gnädige Frau!« sagte er, indem er die dargereichte Hand mit mehr Feuer als gewöhnlich, an seine Lippen drückte.

»Es würde Thorheit sein, der guten Sache in diesem Augenblicke, durch Zwietracht nachtheilig zu werden.«

»Nicht nur jetzt, sondern immer. Je enger das Band zwischen uns angezogen wird, um so mehr wird das Vaterland dabei gewinnen. Deßhalb habe ich beschlossen, wenn auch diese Einleitung hierzu nicht geeignet ist, offen mit Euch zu reden. Alle Eure Unterthanen verlangen, daß Ihr Euch eine männliche Stütze auserwählt, worauf Ihr bauen könnt, und wodurch Ihr einen Beschützer gegen Eure Feinde findet.«

»Was bezweckt Ihr damit?« fragte Jacoba verlegen.

»Muß ich deutlicher reden, gnädige Frau? Das Volk wünscht Euch einen Gemahl zur Seite, dessen Muth und Tapferkeit erprobt und Eurer Zuneigung vollkommen würdig ist.«

»Keine der Edelleute, welche ich zu meinen Räthen wählte, haben mir die Nothwendigkeit dieses Schrittes bemerklich gemacht.«

»Weil sie das allgemeine Interesse weniger, als das eigne beherzigen. Die Städte wünschen einen zuverlässigen Beschützer; die Edelleute hingegen ziehen aus persönlichen Rücksichten diesen Zustand der Anarchie vor.«

»Ritter von Kyfhoek, bedenkt Ihr wohl, wie unglücklich ich drei Mal durch die Ehe wurde? — Und wird man mich verdammen können, wenn ich bei dem Gedanken an eine vierte Ehe zittre? Obgleich der Herzog von Glocester sich willkührlich von mir getrennt hat, so betrachte ich dies Bündniß doch noch nicht als aufgelöst.«

»Dies würde ein lächerlicher Eigensinn sein, den man von Jacoba nicht erwarten darf. Die Kirche erklärt Eure Ehe ungültig, und das ist stets eine gesetzliche Scheidung.«

»Wohlan denn, wenn es mir frei steht, wieder über meine Hand zu verfügen, dann werde ich mich wenigstens in der Wahl nicht übereilen.«

»Das wünschen auch keineswegs Eure Unterthanen; im Gegentheil, man erwartet mehr Vor-

sicht von Eurer Seite, als die früheren Male, und hofft, daß Ihr persönliches Verdienst mehr, als Rang und Ehre berücksichtigen werdet; das Erste mangelte bei allen Euren Eheherrn, und die Erfahrung lehrte Euch, daß das Letzte nicht hinreichte, Euch zu beschützen. — Man wünscht Euch einen Gemahl, welcher durch Thaten sich Euerer würdig gemacht hat, und aus wahrhafter Zuneigung um Eure Hand wirbt.«

»Dieser Fall trat bis jetzt nicht ein, und deßhalb stehen wir von einem solchen Unternehmen ab.«

»Dies war bis jetzt nicht der Fall, weil der, welcher sich mit dieser Hoffnung schmeichelte, in der Meinung stand, daß seine Verdienste, ein so glänzendes Ziel zu erreichen, noch nicht hinreichend wären. Auch ist er noch nicht so weit gediehen, denn daß er sein Haupt für Euch in die Waagschale legte, betrachtet er als etwas Unbedeutendes. Aber er fragt Euch ganz offen, wenn sein Schwert für Euch erobert, was auf immer für Euch verloren zu sein schien, ob er dann auf diese Belohnung hoffen darf?«

Bei diesen Worten beugte Kyfhoek ein Knie vor ihr, und drückte ihre Hand an seine Lippen. Jacoba war betroffen und bestürzt, nicht weil sie auf einen solchen Antrag so ganz unvorbereitet gewesen wäre, denn Floris von Kyfhoek hatte seit einigen Tagen ihr seinen Zweck genugsam entdeckt, obgleich sie sich immer stellte, als verstände sie ihn nicht. — Ein unwillkührliches Zittern überkam ihr bei dem Gedanken, sich mit Jemandem zu

verbinden, dem sie aus Dankbarkeit zugethan war, gegen dessen persönliche Eigenschaften sie eine gewaltige Abneigung empfand, und welchen sie als einen vollkommenen Tyrannen betrachtete, — und doch — seine Forderung war nicht unbillig, denn wenn er das Ausgesprochene ausführte, so konnte kein Anderer, der würdiger sei, gefunden werden. Die Verlegenheit einer Frau, wie Jacoba war, konnte jedoch nicht lange dauern; mit der ihr eigenthümlichen Geistesgegenwart bedachte sie, daß eine abweisende Antwort eben so ungerecht, als unpolitisch wäre, da sie so ganz von ihm abhing, und sie beschloß deßhalb, ohne eine bestimmte Antwort zu geben, durch eine Weigerung seinen Muth und seinen Eifer nicht zu vermindern, welcher für ihre Sache so höchst nothwendig war.

»Ich versichre Euch,« sagte sie, »daß mich Euer Antrag auf's Höchste überrascht hat, obgleich er mir nicht unpassend erscheint. Wenn Ihr das gesteckte Ziel erreicht habt, dann hat sicher Niemand gerechtere Ansprüche auf die Herrschaft dieser Provinzen, als Ihr, der Ihr sie für mich erobert habt. Niemals soll das Gefühl der Dankbarkeit für Alles, was Ihr für mich thatet, aus meinem Gedächtnisse verwischt werden, und Ihr dürft auf meine Zuneigung rechnen, aber zwischen Zuneigung und Liebe liegt eine große Kluft. — Ich habe unwiderruflich beschlossen, bei einer vierten ehelichen Verbindung besonders sie zu Rathe zu ziehn. — Ihr seid jung, tapfer und wohlgestaltet, und besitzt alle die Eigen-

schaften, welche Euch in den Augen einer Frau angenehm darstellen, aber nie habe ich an eine Vereinigung mit Euch denken können, und es konnte mir daher nicht einfallen, mich zu prüfen, ob Ihr der Mann seid, der mich glücklich machen wird, und mir das sein kann, was unbedingt von mir gefordert wird. Ich wünsche daher, daß Ihr mir Zeit vergönnt, Euch als den Mann zu beobachten, an welchen ich mein Loos auf immer fesseln kann. Tapferkeit und Edelmuth betrachte ich als die ersten und vornehmsten Tugenden in dem Manne. Die Erste besitzt Ihr im höchsten Grade, durch die Zweite müßt Ihr Euch meiner würdig machen.«

»Gnädige Frau!« sagte Floris von Kyfhoek, »Eure Anforderung ist gerecht und billig, und ich unterwerfe mich ihr.«

Die schlaue Jacoba hatte ihren Zweck vollkommen erreicht, und nicht allein Zeit gewonnen, sondern ihn zum Gehorsam und Ehrfurcht zurückgeführt. Inzwischen, wenn es ihm glückte, Zeeland und den nördlichen Theil Hollands für sie zu erobern, und er durch seine Handlungen keine Veranlassung zum Mißvergnügen gab, dann wurde ihr Zustand mißlich, denn es würde ein Zug der schnödesten Undankbarkeit gewesen sein, wenn sie den Mann hätte hassen wollen, welcher ihr das Leben gerettet hatte, und höchst abgeschmackt, besonders in ihrem Alter, mit dem Worte Liebe die romantische Leidenschaft zu bezeichnen.

Da sie sich nie dazu entschließen konnte, dem Ritter von Kyfhoek ihre Hand zu schenken, so

dachte sie auch in diesem Falle, wenn Alles nach Wunsch ausfiel, sich zu decken. — »Außerdem bleibt Euch zu bedenken,« sagte sie ihm, »daß ich ohne meinen Rath in diese Ehe nie einwilligen kann. Ich habe gelobt, alle Angelegenheiten, welche des Landes Regierung betreffen, seinem Urtheile unterwerfen zu wollen, und dies ist gewiß eine der bedeutendsten, welche durch seine Billigung bestätigt werden muß.« —

»Obgleich ich davon die Nothwendigkeit nicht einsehe,« erwiederte Floris von Kyfhoek, »weil Ihr alsdann alleinige Herrin seid, und die stolzen Edlen sich nach Euren Willen richten müssen, so will ich mich hierin auch unterwerfen, um das gute Einverständniß nicht zu stören. Niemand von ihnen wird so niederträchtig oder undankbar sein, mir in meinen theuersten Wünschen zuwider zu handeln.«

»Ich kann Eure Meinung nicht theilen, keinesweges weil Ihr ihrem Urtheile nach den Preis des Sieges nicht solltet verdient haben, aber Ihr kennt den Stolz der Vornehmen, man würde sie — Ihr kennt mich, und ich brauche mich vorher nicht zu entschuldigen, weil ich keinen Verweis damit bezwecke — nur schwer bewegen können, einem Manne als Oberherrn zu huldigen, der vor Kurzem weder Rang, noch Titel, noch Mittel besaß.« —

»Dies kann ich keineswegs auf mich beziehen,« erwiederte stolz der Ritter, »da es gar nicht auf mich anwendbar ist. Wer könnte vergessen haben,

daß ich der Sohn einer der angesehendsten und reichsten Zeeländischen Edelleute bin.« —

»Erlaubet mir, hinzuzufügen: — von Eurem Vater enterbt und verstoßen.«

»Für den Augenblick wohl, — aber der erste Sieg setzt mich wieder in alle meine Rechte und Besitzungen ein.«

Floris von Kyfhoek verrieth durch diese Äußerung einigermaßen seinen Zweck, und Jacoba durchdrang schnell seine eigennützigen Absichten, welche er hinter seinem Eifer, ihr zu dienen, verborgen hielt. Die Zeit war jedoch nicht geeignet, ihm dies jetzt fühlen zu lassen. Im Gegentheil, sie freuete sich, Betrug mit Betrug zu bezahlen; denn wenn er auch siegreich zurückkehrte, und in jeder Hinsicht die ihm gestellten Bedingungen erfüllt hätte, so nährte sie doch die Überzeugung, daß ihre Freunde in dem Rathe nie in eine Ehe mit dem Ritter einwilligen würden, oder wenn sie auch ihre Zustimmung ertheilen wollten, so würde sie dieselben selbst zu einer Weigerung anspornen.

Floris von Kyfhoek im Gegentheil kümmerte sich wenig um die Zustimmung der Edelleute, wozu er sie, wie er meinte, wenn es dahin kommen sollte, leicht zwingen würde, da er in seiner äußeren Gestalt alles das vereinigte, was ihn in den Augen der Frauen angenehm darstellen konnte, so dachte er nicht einmal an Jacoba's Abneigung und hoffte, sie für sich einzunehmen. Seine genaue

Kenntniß der Frauen, des weiblichen Herzens und dessen Schwächen war ihm sehr dienlich.

Sehr viel Mühe würde es ihm gekostet haben, seinen anmaßenden herrschsüchtigen Ton zu zügeln, wozu ihn seine Persönlichkeit verleitete, und zu der Unterthänigkeit zurückzukehren, welche er früher, als er noch von Jacobens Gunst abhängig war, an den Tag legte. Nichts ist schwerer, als sich gegen Jemanden zu verstellen, welcher ganz von uns abhängig ist; doch konnte er nach Bequemlichkeit die Rolle fortsetzen, welche er fortan zu spielen hatte, denn die Zeit zu seiner Abreise war erschienen.

Jacoba setzte sich wieder an ihren Schreibtisch und vollendete die Briefe an die Hoeckschen Edelleute in Zeeland, worin sie dieselben um Unterstützung ansprach, und sie darauf dem Ritter von Kyfhoek einhändigte.

»Es fällt mir noch Etwas ein, was vielleicht das allgemeine Beste fördern kann,« sagte Floris von Kyfhoek, indem er die Schreiben sorgfältig verbarg. »Ihr werdet leicht einsehn, gnädige Frau, daß ich auch Alles anwenden werde, um mich wieder in den Besitz meiner Güter zu setzen, deren man mich auf eine eben so schändliche, als ungerechte Weise berauben will. Ich wünsche jedoch keinen offenbaren Bruch mit meinem Vater, und will viel lieber diesen Zwist friedlich beilegen. Er ist seinem Lebensende nah' und hat vielleicht schon seine Gedanken umgeändert. Wenn es möglich wäre, ihn für Eure Sache zu gewinnen, so würde uns dies zum größ-

ten Nutzen gereichen. Deßhalb wollte ich Euch ersuchen, ihn in einem freundlichen eigenhändigen Briefe um seine Mitwirkung zu ersuchen. Ihr könntet ihm darin Euer Recht auf diese Grafschaften und Philipps unbillige Forderungen der Wahrheit gemäß schildern, und ihm Euer ausdrückliches Verlangen zu erkennen geben, in der Folge weder die eine noch die andere Parthei zu begünstigen.«

»Wenn Ihr glaubt, daß dies zu unserm Vortheil gereichen könnte, so will ich Euch hierin gern willfahren,« antwortete Jacoba, »doch ich glaube nicht, daß Ihr Euren Zweck erreichen werdet. Der Herr von Haamstede ist ein eifriger Anhänger der Kabliauen, und mir nicht zugethan.«

»Ich zweifle selbst daran, doch wollen wir es versuchen. Wenn aber dann späterhin die Folgen für ihn verderblich werden, so kann ich mich rechtfertigen, wenigstens den Weg der Vermittlung nicht versäumt zu haben.«

Jacoba genügte seiner Bitte, und bald war der bewußte Brief, nach seinem Wunsche abgefaßt, bereit, und Floris wollte sich beurlauben.

»Noch ein Wort, Herr Ritter,« sprach Jacoba, »wollt Ihr mir versprechen, mir eine Bitte nicht abzuschlagen?«

»Ihr kennt meine Bereitwilligkeit, Euch zu dienen, gnädige Frau,« erwiederte der Ritter, »was verlangt Ihr von mir?«

»Edelmuth gegen Kriegsgefangene. — Grausamkeit und Strenge gegen überwundene Feinde kann

unsrer Sache nur höchst nachtheilig werden. Es würde thöricht sein, die Erbitterung beider Partheien durch gewaltsame Mittel zu vermehren. Sobald ich im sichern Besitz meiner Grafschaften gesetzt bin, werden wir auf Mittel sinnen, dieser unglückseligen Fehde auf ewige Zeiten ein Ende zu machen.«

»Wir haben mehre Male über diesen Punkt geredet, und ich war stets entgegengesetzter Meinung. Ich glaube, daß Strenge allein uns die Oberhand sichert; und ohne sie wird man nie die wüthenden Kabliauen zur Vernunft bringen. Jedoch soll mir dies Gesuch ein Befehl sein, wenigstens dann, wenn man uns nicht mit einem solchen Beispiele vorangeht; denn alsdann würde Nachgiebigkeit nur dazu dienen, unsern Muth zu dämpfen und den ihrigen zu erhöhen. — Habt Ihr noch Etwas zu befehlen, gnädige Frau?«

»Nein. — Der Himmel möge Euch in Euren Bemühungen unterstützen und Euch siegreich zurückführen.«

Floris von Kyfhoek beabschiedete sich jetzt kurz und herzlich von der Gräfin und entfernte sich. Er begab sich auf sein Lehn in der Nähe von Gouda, und von da, in Begleitung seiner vertrautesten Freunde, nach Helvoetsluis.

Das Heer erwartete mit Begeisterung seinen Befehlshaber. Floris von Kyfhoek glaubte von diesem guten Geiste Nutzen ziehen zu müssen, und bestimmte eine baldige Entfernung. — Man erwartete nur noch einen günstigen Wind, welcher des

andern Morgens aus Südwesten ganz nach Wunsch sich erhob. Das sich noch auf dem Lande befindliche Kriegsvolk wurde nun auf's Eiligste eingeschifft, die Seegel gelichtet, und bald beförderten die dienstwilligen Fluthen den ungeduldigen Glücksritter an die feindliche Küste.

In unserm Verlage ist ferner erschienen:

Alpin, Duncan Mac, das Wirthshaus in den Hochlanden. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Thle. gr. 8. 1 Rthl. 8 ggr.

Bernard, Charles de, die Liebhaberjagd. — Soulié, Frederic, der verliebte Löwe. — Aus dem Französischen übersetzt von Karl Ziegler. kl. 8. geh. 12 ggr.

Erzählungen, interessante, aus dem Englischen übersetzt von W. Pirscher. 8. geh. 18 ggr.

— — IIte Sammlung von Mrs. Norton, R. Bernal, G. Irvine, Mrs. Hall, Edward Howard, X., Gräfin von Blessington, Francis Purcell. gr. 8. geh. 18 ggr.

— — IIIte Sammlung von der Gräfin von Blessington, Kapitain Marryat, Charles Stuart Savile, Mrs. Hall, Francis Purcell. gr. 8. geh. 1 Rthl.

Glockentreter, L., das St. Annenkloster. Phantasiegemälde in 4 Büchern für Deutschlands Damenwelt. gr. 8. geh. 12 ggr.

Hage, J. van den, das Schloß Loevestein im Jahre 1570. Geschichtliche Erzählung aus dem achtzigjährigen Kriege. Aus dem Holländischen übersetzt von J. D. v. Bétaz. 3 Thle. 12. geh. 3 Rthl.

Heinse, W., Ardinghello und die glückseligen Inseln, eine italiänische Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert. 2 Thle. 4te rechtmäßige Auflage. 8. 1 Rthl.

— — Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. 2te Aufl. 8. 1 Rthl.

James, G. P. R., Leben und Zeitalter Ludwig XIV. Aus dem Englischen übersetzt. 4 Thle. 8. 6 Rthl.

Janinski, E., Tableaux aus dem Leben. 2 Thle. 8. geh. 3 Rthl.

Maßmann, J. F., Armin, Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands vom römischen Joche. gr. 8. geh. 16 ggr.

Oldenburg, F. A., des Kaisers Pathe. Novelle aus dem fränk. Revolutionskriege. 2 Thle. gr. 8. geh. 3 Rthl.

Scribe, das Glas Wasser, oder die Thaten und ihre Ursachen. Schauspiel in 5 Acten, übersetzt von F. A. Oldenburg. gr. 8. geh. 16 ggr.

Sue, E., die Kunst zu gefallen. Aus dem Französischen übers. von K. Ziegler. 8. geh. 12 ggr.

Werner, B., Hermann der Cherusker. Ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Deutschlands in 5 Acten. 8. geh. 12 ggr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dresselhuis, H. C.

Albrecht Beyling und seine Zeitgenossen original-historisch romantische Schilderung aus dem Kriege der Hoecken und Kabliauen

Bd.: 1

Lemgo [u.a.] (1842)

P.o.rel. 5798-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037679-9